

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337856](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337856)

Kalender für Zeit und Ewigkeit.

Vorklage.

Man sagt zwar von Leuten, welche verdrüsslich und langweilig herum sitzen und Gesichter schneiden, als ob sie sich mit der ganzen Welt überworfen hätten, sie machen Kalender; aber du darfst mir auf's Wort glauben, in solcher Stimmung gerathen die Kalender so wenig, als das Buttermachen, wenn ein Gewitter am Himmel ist, sonst hätte ich diesen Winter Kalender auf viele Jahre in Vorrath zusammengesammelt, denn wahrlich an Griesgrämigkeit und Ueberdruß hat es mir nicht gemangelt. Wenn ein Kalender den rechten Ton anschlagen, die rechte Kraft und den rechten Saft haben soll, so muß nothwendig das Gemüth des Schreibers in der geeigneten Stimmung sein, weil man nur das aus sich herausgeben kann, was in Einem ist. So wäre ich diesen Winter über sehr gut aufgelegt gewesen, Lamentationen zu schreiben und Todesbetrachtungen anzustellen; allein wer möchte einen so trübseligen Kalender um gutes Geld kaufen? Weiß ich doch einen Ort, wo die Leute nicht einmal in der Charwoche Klagelieder hören mögen und deshalb lieber aus der Kirche wegbleiben! Oder ich wäre auch geneigt gewesen, recht „vergiftete“ Dinge auf das Papier zu kriecheln und auf hohe und niedere Personen zu schießen; daran würden wohl Viele Gefallen gefunden haben, weil seit alter Zeit die meisten Menschen von ihrem Nächsten lieber Böses hören als Gutes; aber solch giftige Stachelreden wollen sich nicht recht mit dem Christenthum vertragen, und stehen übel zu dem Kleide, das ich an habe. So sind die langen Nächte vorübergezogen, ohne daß für den Kalender etwas geschehen ist und muß doch ein solcher fast ein Jahr vorher geschrieben werden, ehe man ihn liest, wenn er was taugen soll, wie die Cigarren und Herrenäpfel auch eine Zeitlang liegen müssen, bis sie gut sind. Nun ist zwar der Frühling gekommen mit seinem Blüthenschmuck und Vögelgesang, die Wälder treiben ordentlich Staat mit ihrer grünen Zierde, wie die Bürgerwehrmänner, wenn sie zur Parade ausrücken, und die Wiesen schauen einen hoffärtig an, wie die Dorfsjungfern in ihren Blumentränzen am Frohnleichnamsfeste; allein der Frühling mit seiner Pracht und Freudigkeit will nicht in meine Seele einziehen und es steht zu fürchten oder zu hoffen, daß mit dem blinden Dorle meine Schreibererei für Zeit und Ewigkeit ein Ende habe. Es

1853.

sind jedoch zwei Dinge, die mich trösten, erstens die Gewißheit, daß Alles auf Erden ein Ende hat, und zweitens die Wahrheit, daß Aprilwetter, Weiber und Kalendermacher veränderlich sind. So mag es wohl noch geschehen, daß ich meine Verdrüsslichkeiten bei dem wärmeren Wetter ausschweize und ein Umschlag der Stimmung in mir Statt findet; vielleicht erbarnt sich auch noch ein guter Mensch und übernimmt die Arbeit für mich. Uebrigens muß für den Nothfall doch angefangen werden, da der Kalender auf keinen Fall ausbleiben darf, weil viele Leute schon darauf warten und am Ende die Schuld des Ausbleibens mir beimäßen, obgleich sie daran Unrecht thäten. Allein wovon soll der dießjährige Kalender handeln? Welche Geschichten soll ich dir vortreiben, lieber Leser? Womit soll ich dir die langen Winterabende verkürzen, holdselige Leserin? Soll ich mein Absehen auf die Männer nehmen, oder auf die Weiber? Soll ich mit den Jungen halten, oder mit den Alten? Soll ich die Einen abkanzeln, die Andern herausstreichen? Ich möcht's mit keinem Theil verschütten, sondern mit Allen gut Freund bleiben und doch Jedem die Wahrheit in der Weis sagen, daß er merkt, was auf ihn zielt und sich kratzt, wo es beißt. Das mag wohl mit Art und Anstand angehen, wenn wir handeln

Von den Geschlechtern.

Es gibt bekanntlich zwei Geschlechter auf Erden, Buben und Mädchen, Vater und Mutter, Jünglinge und Jungfrauen, und es ist aus vielerlei Gründen gut, daß es Gott so angeordnet. Ich meine sogar, es wäre nicht einmal die Erlösung des Menschengeschlechtes denkbar möglich gewesen, wenn es nicht zweierlei Geschlechter gäbe, und für die gefallenen Engel sei deswegen keine Erlösung, weil man im Himmel nicht freit und sich nicht freien läßt. Wie aber die Temperamente und das Naturell einen großen Einfluß haben auf den Menschen und auf sein Denken und Handeln einwirken, so verhält es sich auch mit dem Geschlechte. Mann und Weib sind nicht bloß leiblich verschieden, sondern auch an der Seele. Freilich ist jede Menschenseele nach Gottes Ebenbild und Gleichniß erschaffen und ist in dieser Hinsicht zwischen männlichen und weiblichen Seelen kein Unterschied; allein jede Art hat ihre besondern Eigenthümlichkeiten, Neigungen, Vorzüge und Nachtheile von Natur aus. Wenn hierin kein Unterschied bestände, so könnte

1

man ja kein Gebetbuch für das weibliche Geschlecht oder für die Gebildeten unter demselben und ebensowenig ein Taschenbuch für Frauen schreiben, was allerdings einige kritische Köpfe für überflüssig halten. Nicht Alles, was dem Weibe wohl ansteht, ziemt sich auch für den Mann, und nicht Alles, was am Manne lobenswerth ist, darf sich auch die Frau erlauben. So mag ein Mann, wenn er's hat und prästiren kann, wohl oft das Wirthshaus allein besuchen und in öffentlicher Gesellschaft einige Schoppen sich zu Gemüthe führen, die Frau läßt es wohl sein, auch wenn sie das Geld im Beutel und den Durst im Magen hat. Auch eine vornehme Frau, sogar die Frau Stadtbaumeisterin, darf mit dem Korbe an dem Arm auf den Markt gehen und mit der Gemüsehändlerin und dem Eierweib feilschen, und nimmt sich ihr Benehmen gut aus; sobald aber ein Mann dasselbe thut, so kommt es Einem fast lächerlich vor, wenn er nicht ein sparsamer Wittling oder ein Koch ist. Weib und Waschzuber gehören zusammen, wie Speck und Kraut oder Kartoffeln und Salz, handthiert aber ein bärtiger Mann mit den breiten Händen in der Wäsche herum, so gewährt das einen komischen Anblick und steht ihm übel an. Wenn junge Bursche lärmend, frakeelend und das Heckerlied brüllend über die Straßen ziehen, so könnten sie zwar etwas Besseres thun, aber ihr Gelärme ist noch anzuhören und verzeihlich, treibt aber eine Schaar junger Mädchen denselben Unfug, so möchte man nach Kutthen greifen und darein hauen. Vor einigen Jahren hat es einmal bei den Frauenzimmern Mode werden wollen, zu rauchen und wirklich sieht eine niedliche Cigarre in einem schönen Munde artig genug aus, aber doch verhofft man unwillkürlich bei solchem Anblicke und schaut die Raucherin mehrmals an, ob's auch richtig sei bei derselben in Kopf und Herz. Wollte aber eines Morgens ein langes seidenes Kleid und ein italienischer Strohhut mit einer langen dichtbequafeten Pfeife durch die Straßen eines Ortes ziehen, so würde meines Bedünkens die liebe Gassenjugend eine solche Erscheinung jubelnd und höhrend verfolgen; dagegen trägt der junge Bursch den Kopf aufrecht und blickt stolz umher, wenn er zum Erstenmal mit der Pfeife und der rothbackigen Tyrolerin auf dem Porzellankopfe am Sonntag nach der Vesper über die Gasse dem Regelplatze zuwandelt. — Wie es nun in gleichgültigen und unbedeutenden Dingen, im äußerlichen Anstand und gesellschaftlichen Gebräuchen sich verhält, so gibt es auch Tugenden,

welche dem Weibsbilde besonders wohl anstehen und vorzugsweise von ihm geübt werden sollen, und Laster, denen das weibliche Geschlecht leichter verfällt, und die ihm näher liegen, als dem männlichen. Umgekehrt gibt es auch Tugenden, welche den Mann besonders zieren und deren Ausübung hauptsächlich ihm obliegt, und Laster, zu denen er von Natur aus mehr hinneigt und die ihm mehr Gefahr drohen, als der schönen Hälfte der Kinder Adams. So haben die Töchter Evas von der Fürstin an bis herunter zur Stallmagd in der Regel einen vorwiegenden Hang zur Neugierde, Eitelkeit, Puffsucht, Gefallsucht, Schwazhaftigkeit, Naschhaftigkeit, List und Verstellung und fällt ihnen schwerer hierin Maß und Ziel zu beobachten, als ihren Vätern, Brüdern und Männern, wenn diese nämlich nicht verweichlicht und weibisch geworden, während Fraß und Völlerei, Zorn, Rohheit, Hochmuth, Gottlosigkeit, Härte, absonderlich gern die Männer anfallen und dieselben unter ihre Vermäsigkeit zu bringen suchen. Sanftmuth, Demuth, Geduld, Mildbthätigkeit, Mäßigkeit, Treue sind die schönsten Perlen in dem Tugendkranze der Frauen und acht weibliche Tugenden, obwohl es den Männern auch keine Schande bringen würde, wenn sie sich ein wenig mehr mit denselben abgeben wollten. Dulden ist das eigentliche Loos des Weibes auf Erden, zum Dulden ist es geboren. Das Posthaus in Donauesschingen war früher geschildet „zu verkehrten Welt;“ auf dem Schilde aber war eine Ehestandsscene abgebildet, worin die Frau den Mann abprügelte. Das heißt mit Recht die „verkehrte Welt;“ prügelt dagegen der Mann die Frau durch, so ist dies natürlich die „rechte“ Welt und Ordnung, wie das in Rußland nicht nur die Männer sondern auch die Weiber glauben, welche an der Zärtlichkeit ihrer Ehehälften zweifeln, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit eine ordentliche Tracht Schläge bekommen. So viel ich in Erfahrung gebracht habe, theilen bei uns zu Lande bloß die Männer die russische Ansicht.

Ob im Durchschnitt die Männer besser seien oder die Weiber.

Man kann oft genug hören, wie Personen mit kurzen Haaren und langen Backenbärten über das weibliche Geschlecht losziehen und dasselbe in Bausch und Bogen verdammen, ja es ist schon in allem Ernste behauptet und sogar in Büchern dafür geschrieben worden, daß ein Weib eigentlich kein Mensch sei. Ehe man etwas von der Mutter Ge-

tes wußte, und wo man noch nichts davon weiß, also bei den Heiden, galten und gelten bis auf die jetzige Stunde die Weiber nicht viel mehr als ein Hausthier, die allerhäßlichste vielleicht noch weniger. So heirathete einmal ein griechischer Philosoph, was ungefähr ein Ding ist wie ein Professor; er wählte die winzigste und schwächteste Person, die er aufreiben konnte. Da er nun gefragt wurde, warum er gerade so eine Marionettenfigur sich auslesen, gab er zur Antwort: „Unter mehreren Uebeln muß man das kleinste wählen.“ Noch schlimmer urtheilte ein anderer Professor, den man Sekundus geheissen, und der auf die Frage des Kaisers Adrian, was das Weib sei, entgegnete: „Ein nothwendiges Uebel.“ Einige studierte Köpfe waren der Ansicht, das männliche Geschlecht stamme aus der Sonne, das weibliche dagegen aus der Erde. Und in einem alten heidnischen Trauerspiel kommt die Stelle vor: Besser und vorzüglicher ein einziger Mann, als viele Tausende der Frauen. Welt, schöne Leserin, du bist froh, daß du nicht unter Heidenmenschen lebst, die eine so schlechte Meinung von deinesgleichen hegen. Aber leider muß ich dir sagen, daß du in den heiligen Schriften des alten Bundes nicht viel besser wegkommst. Es hat ein alter Sirach gelebt und der hat viele Sprüche zusammengeschrieben, von welchen auch einige von den Weibern handeln und denselben kein großes Lob spenden. Ich will einige hersetzen für die Männer. Von der Lobenswürdigkeit der Frauen meldet der alte Sirach: „Die größte Qual ist Herzensqual; die größte Bosheit Weiberbosheit. Alle Qual ist erträglich, nur nicht Herzensqual; auch alle Bosheit, nur nicht Weiberbosheit. Alle Bosheit ist gering gegen die Bosheit eines Weibes.“ Von ihrer Sanftmuth gibt er die Kunde: „Kein schlimmerer Kopf als der Schlangenkopf; kein größerer Jorn, als Weibergrimm. Besser wohnt man bei Löwen und Drachen, als bei einem boshaften Weibe.“ Von ihrem stillen Wesen sagt er also: „Was eine sandige Anhöhe für die Füße des Greises, ist ein geschwätziges Weib für einen stillen Mann.“ Von ihrem holdseligen, liebreizenden Anschauen behauptet er: „Die Bosheit ändert des Weibes Angesicht und verfinstert gleich den Bären ihr Gesicht, daß es ansieht wie ein Sack,“ andere sagen wie ein Trauerbild, nämlich schwarzgelb, gräulich, runzlich und veraltet. Ueber die Süßigkeit des Umganges mit Weibern sagt er: „Ein loses Weib ist wie ein Joch Ochsen, die gegeneinander schieben; wer nach ihr greift, hat einen Skorpion.“ Zudem ist Sirach

nicht einmal der einzige, der den Weibern so übel nachredet, auch Salomon, der doch um ihretwillen zum Thoren geworden, versichert, unter Tausenden von Männern habe er zur Noth noch Einen weisen und rechtschaffenen gefunden, aber unter den Weibern gar keine, dagegen habe er gefunden, daß das Weib bitterer sei als der Tod. — So treffen wir also im Heidenthum und Judenthum eine ziemlich schlechte Ansicht von den Frauen und die Männer erhalten offenbar einen Vorzug. Wenn wir aber jetzt in dieses Verdammungsurtheil einstimmen wollten, so würden wir uns eben auf den heidnischen oder jüdischen Standpunkt stellen und es liegt eben keine große Tapferkeit darin, mit giftigen Worten über das gesammte weibliche Geschlecht herzufallen und dasselbe mit wüthigen Redensarten im Staube herum zu zerren. Ganz recht bemerkte jene edle Dame, als ein junger Laffe sich in solchen Redensarten gefiel: „Der junge Mensch denkt ja nicht daran, daß seine Mutter auch ein Weib ist.“ Dem christlichen Manne ziemt vielmehr, das Weib zu achten und zu ehren, dasselbe als den schwächern Theil zu schützen, wider üble Nachrede zu vertheidigen, wie denn auch im alten Bunde in den oben angeführten Stellen nicht vom weiblichen Geschlechte überhaupt, sondern bloß von bösen Weibern die Rede ist und die guten auch mit Lobsprüchen beehrt werden. So sagt derselbe Sirach, der eben die Zunge so scharf gegen die bösen gebrauchte, mit derselben Zunge von den guten Weibern: „Die Anmuth eines fleißigen Weibes ergötzt ihren Mann und haltet seine Gebeine. Ein verständiges, stilles Weib, ein wohl erzogenes, ist mit nichts zu verwechseln. Gnade über Gnade ist ein heiliges und schamhaftes Weib. Wie die aufgehende Sonne an Gottes hohem Himmel, so ist die Schönheit des guten Weibes zur Zierde ihres Hauses. Wie die glänzende Lampe auf dem heiligen Leuchter, so ist die Schönheit ihres Gesichtes in ihren besten Jahren. Wie goldene Säulen auf silbernen Gestellen, so stehen die festen Füße eines standhaften Weibes auf ihren Sohlen. Wie der Grund auf Stein gelegt, fest ist, so die Gebote Gottes in dem Herzen eines heiligen Weibes.“ Du siehst, der alte Sirach ist nicht blind für die guten Eigenschaften des weiblichen Geschlechtes und du wirst jetzt wieder mit ihm veröhnt sein. Doch lassen wir jetzt die heilige Schrift und halten Umfrage, was denn die Weltgeschichte meldet, ob die Frauen oder die Männer mehr Unheil gestiftet. Da können und wollen wir nicht läugnen, daß böse Exemplare von Eva'stöch-

tern vorgeführt werden wie in Egypten eine Kleopatra, in Rom eine Messalina und Marozia, in Frankreich eine Brunhild, in England eine Howard und in andern Ländern wieder Andere, allein die Geschichte weiß doch unvergleichlich mehr von Wütherichen und Bluthunden, als von Unholdinnen und Bluthündinnen. Freilich ist es wahr, daß die Weiber sehr oft die Ursache und Veranlassung zu blutigen Kriegen und langem Jammer gewesen sind, aber dafür können sie offenbar nichts und die Schuld davon fällt auf die Männer. Man kann doch nicht verlangen, daß ein Weib sich selber die Nase aus dem Gesicht haue, damit sich niemand um sie zanke. Man nennt die Weiber das schwache Geschlecht und ich glaube selber, daß sie nicht bloß zum Fechten, Holzmachen und Steinbrechen und zu Hammer-schmieden weniger geeignet sind, als die Männer, sondern daß auch ihre Seele beweglicher, ihr Herz veränderlicher und weicher und ihr Sinn unstäter und flüchtiger ist; allein wir starke Geschöpfe dürfen mit unferer Festigkeit und Tapferkeit auch nicht besonders pochen, wenn anders der Dichter recht hat, da er singt:

Das Boll taugt aus dem Grunde nichts,
Geschwürten Leibs, geschminkten Angesichts;
Sie haben nichts Gesundes zu erwidern,
Wo man sie ansah, morsch an allen Gliedern;
Man hört's, man sieht's, man kann es mit den Händen
greifen,

Und dennoch muß man tanzen, wie die Weiber pfeifen.

Mancher schimpft über das weibliche Geschlecht und überschüttet es mit Tadel aus keinem andern Grunde, als weil ihm keine zum Tanze vorpfeift, oder weil die, welcher er vorpfeift, nicht nach seiner Pfeife tanzen will. Wollte sie das thun, so würden ihr und mit ihr dem gesammten Geschlechte Flügel wachsen und der Spötter würde mit wahrer Inbrunst und schmachtenden Augen von Engeln und Göttinnen reden und so auf der andern Seite über die Schnur hauen.

Von den Lobhudlern der Frauen.

Will man jemanden verhöhnern, zu etwas Bösem verlocken, so zieht man ihm zuerst das Halmchen durch das Maul, indem man ihm schmeichelt oder sagt, was er gern hört. Ihre Fehler aber hören sich Wenige gerne vorsingen, darum verschweigt man dieselben, streicht die wirklich vorhandenen guten Eigenschaften ungebührlich heraus und erfindet Tugenden, wo keine sind. So machen es nun auch alle diejenigen, welche es darauf abgesehen haben, ein junges oder altes Mädchen zu ver-

führen, und ihren Gelüsten dienstbar zu machen. Will man einen Mann angeln, so gibt es vielerlei Dinge, die man ihm als Köder vorwerfen kann, wie man die Forellen auch durch mehr als ein Stück Leckerbissen an die Angel lockt, z. B. mit Würmern, wenn das Wasser trübe ist, mit Heuschrecken, wo das Wasser viel Fall hat, mit unkünstlichen oder künstlichen Fliegen, an schönen Sommerabenden. Will man einen Baurenbub fangen, so stellt man ihm vor, wie er ein ganzer Kerl sei, nach Gott und der Welt nichts zu fragen habe, wie eigentlich ein Fürstensohn ein armer Teufel sei im Vergleich mit ihm, der jeden Tag den Hof übernehmen könne und was für einen Hof; wie keiner einen solchen Zug im Stall stehen habe, item wie ihm keiner gleichkomme im Pflughalten und Holyhauen, wie er auch Jeden im Wirthshaus niedersaufe und bei Schlägereien es mit Dreien aufnehme. Dem Schneidermeister oder Kunstschreiner gibt man zu verstehen, ehe er sich im Orte niedergelassen, habe man eigentlich gar nicht gewußt, was Schneider- oder Schreinerarbeit sei, die übrigen seien im Grunde bloß Pufcher und müsse man sich wundern, wie man sie habe sich setzen lassen, und noch mehr, wie Jemand möge bei ihnen arbeiten lassen, aber die Betterschaft vermöge eben gar Vieles. Will man einen Advokaten auf seine Seite bringen, so läßt man sich ungeschicklich verlauten, wie in unsern betrübten Zeiten ein Prozeß fast gar nicht mehr zu führen, wie die Rechtsfreunde jeden Handel so sehr in die Länge zögen und die einfachste und klarste Sache mit ihrem Krinskrans verwirrt und dunkel machten und nachher so gewaltige Rechnungen aufsetzten; jezt habe man aber das Glück, vor Einem zu stehen, der eine glänzende Ausnahme bilde, die verwickeltste Sache bald zu Ende bringe und wie man mit Bewunderung und Nührung vernommen, daß er dem armen Teufel, der in Folge der miserablen Gesetze den gerechtesten Rechtsandel verloren, großmüthig und edel alle Kosten geschenkt habe. Zwar meint der Eckfäher, bei den Advokaten helfen alle Lobsprüche nicht, wenn man nicht zugleich blanke Münze aufweisen könne; aber er wird den Herrn wohl Unrecht thun. Willst du einen Volksbildner und Schullehrer dir geneigt machen, so bringe vor, wie doch die Gaben und Güter dieser Welt so ungleich vertheilt seien und gerade diejenigen, welche am meisten verdienten, am wenigsten davon bekämen, du möchtest doch wissen, ob es ein schwierigeres, un dankbareres, heilsameres Geschäft gebe, als aus ungezogenen rohen Kindern gebildete und gesittete

Menschen zu machen, und wer denn das thue und wie er dafür belohnt werde? Wenn du zu befehlen hättest, so wüßtest du wohl was dem Pfarrer und was dem Lehrer gebühre; der Lohn müsse sich natürlich nach der Arbeit richten; aber du habest leider nicht zu befehlen. Bist du wegen einigen Thalern in Verlegenheit und möchtest dieselben einem Kalendermacher abschwaizen, so mußt du nicht sogleich mit der Thüre in's Haus fallen, sondern mit dem Kalender anfangen. Ob der nun bald fertig sei, frage allenfalls, du könntest es kaum erwarten, bis du ihn in die Hand bringest, denn ein solcher sei nicht geschrieben worden, seitdem die Welt stehe. Als du den letzten nach Haus gebracht, hätten ihn deine Kinder fast in Stücke zerrissen, weil jedes denselben zuerst lesen wollte; das Mariannele sei die ganze Nacht darüber aufgeblieben und der Johannele habe ihn gar auswendig gelernt von A bis Z. Du und deine Frau hätten schon oft zusammengesacht, wie es nur menschenmöglich sei, daß man so vielerlei Dinge im Kopf haben könne, ohne daß er zerspringe, und wie man das verwetterte Zeug so nett aus dem Kopfe aufs Papier zu bringen im Stande sei, daß es wie lebendig vor einem liege. Du wenigstens wüßtest das nicht zu machen und seist doch auch nicht vernagelt. Dann erst rücke mit deinem Anliegen von wegen den 8 oder 10 Thaler heraus und wenn dann der Kalendermacher versichert, es thue ihm Leid, dir nicht aus der Verlegenheit helfen zu können, du scheinst ihm ein grundehrlicher Mann, aber seine Kasse sei wirklich leer, wie die meisten Heubühnen im Frühjahr 1852, so darfst du ihm Glauben schenken. So gibt es bei den Männern hundertlei Dinge, womit man ihnen den Bart kizeln kann und soll sogar schon das Unglaubliche vorgekommen sein, daß ein Wirth eine Maas unentgeltlich eingeschenkt, nachdem man seinen Wein recht herausgestrichen und sich hat schmecken lassen.

Fortsetzung.

Meines Wissens braucht es bei der unbärtigen Hälfte unseres Geschlechtes nicht so vielerlei Lobpreisungen, es genügen zwei. Freilich thut einem Landmädchen auch wohl, wenn es hört, wie es so stark und rüstig, am Morgen die Erste und am Abend die Letzte sei, wie es trotz einem Knechte mähen und trotz einem Postillion fahren könne und es stülpt dann die Hemdärmel noch weiter zurück, damit man die breite Hand und den dicken Arm bequemer bewundere; freilich fällt es einer

Mutter schwer, Jemanden eine Bitte abzuschlagen, der ihren Kindern flattiert, sie lobt und bewundert und ihnen eine glänzende Zukunft prophezeit; freilich hört manche Stadtmamsell, besonders wenn sie heimlich Verse macht, mehr als gern, wenn man vor ihrem Verstand und Geschmack erstaunt; allein zwei Wörter sind es, welche für jedes weibliche Geschöpf das größte Gewicht haben: Schönheit und Güte. Die Mädchen scheinen die Schönheit nicht bloß als eine Gabe Gottes zu betrachten, sondern als eine Tugend, und die Häßlichkeit als einen sittlichen Fehler, ähnlich wie es Leute gibt, welche die Armuth auch für eine Untugend ansehen. Das Mädchen ist nichts, es hat Sommerflecken und Triefaugen, den Mann kann man nicht brauchen, er ist ein armer Teufel, heißt es dann. Da nun Schönheit bei den Weibern soviel gilt, so ist Jeder natürlich sehr viel daran gelegen, zu erfahren, ob sie zu den Schönen gehört oder nicht. Das können sie ja im Spiegel sehen? Allerdings; sie schauen auch fleißig hinein, aber sie sind bescheiden und trauen ihren eignen Augen nicht und deshalb thut es ihnen so durch Leib und Seele hindurch wohl, wenn sie es von unparteiischen Männern hören und können es nicht genug hören. Die sanften Geschöpfe mögen hierin starke Stücke vertragen und nehmen mäßige Uebertreibungen nicht leicht übel. Ich habe einen jungen Menschen gekannt, der mit einem Mädchen Briefe wechselte und sich recht anstrengte, ihr viel Schönes zu sagen. Besonders mußte ihr wirklich prächtiges Haar in den Briefen arg herhalten und er machte ein wahres Wunderwerk aus demselben. Das kam dem Mädchen doch etwas zu bunt vor, es schrieb zurück, an seinem Haare sei nichts Besonderes und es gebe noch Schöneres, er scheine mit ihm Spott treiben zu wollen. Was that aber mein guter Freund? Er nimmt einen Stempelbogen, wiederholt auf demselben alle früheren Bethuerungen und sagt noch neue dazu; da zweifelte das Mädchen nicht mehr, es hatte es ja auf einem Stempelbogen, es sei die Schönste. Der Brieffschreiber liegt schon unter dem Boden und das Mädchen ist schon lange eine Frau geworden, freut sich aber sicherlich, daß ihr Kopfschmuck in den Kalender gekommen, wie das Haar der Berenice unter die Sterne. Wie diese Creszens, so sind, wenn nicht alle, doch die Meisten, was man ihnen oft genug vorsagt und eidlich bethuert, das glauben sie zuletzt steif und festiglich. Aber nicht nur die Weiber sind so, sondern auch die Männer, wie das Jahr 1849 augenfällig ausgewiesen und die Ers

fahrung täglich lehrt. Neben der Schönheit ist es die Güte, was das weibliche Geschlecht am meisten von sich hören muß, von solchen nämlich, welche dieselben für sich gewinnen wollen. „Theresese oder Rosele, oder wenn er spanisch kann, Teresa, lißpelt ungefähr der Fideli, du bist eigentlich viel zu gut für diese Welt und Niemand ist deiner würdig, auch ich nicht, obwohl ich mich deiner würdig machen will und mit Freuden den letzten Blutstropfen für dich versprizte. Deine Seele ist viel zu zart und reich und dein Herz viel zu rein und gefühlvoll, als daß du es auf dieser rauhen kalten Welt, unter diesen rohen, selbstsüchtigen Menschen aushalten könntest. Du bist ein Engel und nur für kurze Zeit in diesem Jammerthale erschienen, damit die gefühllosen Menschen das Himmlische mit Augen schauen und vom Heimweh nach demselben ergriffen werden sollten. Denn wer kann dich sehen, ohne an den Himmel und seine Herrlichkeit zu denken? Allein die Welt sei zu sehr in Eigennuß und Gemeinheit versunken, um eine solche Erscheinung aus lichterem Höhen zu begreifen. So stehe sie unverstanden und ungeliebt in der Welt. Niemand vermag dem kühnen Fluge deiner Gedanken zu folgen, deine heiligsten Gefühle werden verhöhnt; deine zartesten Empfindungen verlacht; unbarmherzig wühlen sie mit eiskalter Faust in deinem glühenden Herzen und zerreißen dasselbe; selbst deine Angehörigen haben keine Ahnung von deinem Werthe und behandeln dich wie eine Magd. Mir aber ist es vergönnt, du Himmlische, deine schöne Seele zu durchschauen, in die Tiefe deiner Empfindungen hinabzusteigen, in die Höhe deiner Anschauungen mich zu erschwingen, den Adel deiner Reinheit zu würdigen. O daß es in meiner Macht stände, die Welt dir zu Füßen zu legen, deinen Lebenspfad mit Rosen zu bestreuen und wie ein Cherub mit flammendem Schwerte alles Gemeine und Niedrige von dir abzuhalten. Aber flüchte du dich an mein heißes, für alles Schöne und Edle hochschlagendes Herz; wir wollen einen Bund schließen wider diese niederträchtige Welt“ u. s. w. Der Fideli kommt nämlich immer mehr in die Hitze und hört, wie ein Pfarrer in der Abschiedspredigt, nicht auf, bis seinen Zuhörern die heißen Thränen über die Backen laufen. Wenn nun der Fideli solche Dinge dem Theresese oft vorflötet, und wenn der Heinrich und der Mar dasselbe behaupten und wenn die Holbe ganz Aehnliches auch in Romanen gefunden, ist sich dann zu verwundern, wenn sie am Ende zu fühlen meint, wie ihr zarte Flügelchen aus den Schultern wachsen und

sie sich bald ausschwingen werde über Nebel, Wetter und Sternen in das Land der ungetrübten Wonne und Seligkeit. Bei vierschrötigen Baurenmädchen darf man freilich mit solchen Sprüchen nicht anklopfen, die würden ausrufen: „Geht mir weg mit dem dummen Zeug,“ und doch mögen auch diese hierin Unglaubliches vertragen, wie ich aus einem merkwürdigen Stammbuche eines Baurenmädchens gelernt habe. Was in solchen Stücken eine Mätherin verbaut, ist unsäglich. — Es gibt auch solche und befinden sich darunter geistliche Herren, welche dem weiblichen Geschlechte nachrühmen, es sei frömmere und andächtiger als das männliche. Hierüber ließe sich Vieles sagen, aber ich sehe mit Schrecken, wie ich gegen meinen Willen in eine lange Schulmeisterei hineingekommen bin, darum will ich lieber eine wahrhafte Geschichte erzählen. Es findet sich dann vielleicht von selbst Gelegenheit, dies oder das dazwischen zu reden. —

Zwei Hochzeiten.

Zum Voraus muß ich den geneigten Leser über den Schwarzwald ersuchen, daraus, daß in der Geschichte bekannte Namen vorkommen, und vielleicht auch die Dertlichkeit, wo die Geschichte spielt, ausfindig gemacht werden kann, nicht sogleich auf bekannte Personen zu schließen oder gar mit Fingern auf sie zu zeigen. Die Namen sind erdichtet und ich könnte die Geschichte ebenso gut an die Kinzig, oder Schutter, oder gar an die Unidz verlegen, wenn ich nicht den Schwarzwald allen bekannten und unbekanntem Gegenden vorzöge, auch wirst du finden, daß nicht Alles genau auf die Personen passen will, die du vor Augen hast; ich habe das mit Fleiß so eingerichtet. — Also in einem Städtlein dort oben, wo der Schwarzwald in die Baar übergeht und die Sandsteine und Kalksteine nicht weit voneinander liegen, waren die Leute eines Sonntags unter der Predigt gar unruhig und kenne ich einen Pfarrverweser, der hätte, wäre er auf der Kanzel gestanden, still geschwiegen und erklärt, er wolle warten, bis sie unten fertig seien. Offenbar konnten die Leute das Ende der Predigt fast nicht erwarten, obwohl sie nicht länger war, als eine andere und der Pfarrer seine Sache nicht schlecht machte. Endlich fand er das Amen und sogleich entstand eine tiefe Stille und die Leute traten auf die Zehen und schauten mit offenem Munde auf die Kanzel hinauf; man hätte eine Nadel fallen hören. Der Pfarrer aber that, als merke er die allgemeine Spannung gar nicht, war heute merkwürdig ungeschickt und blät-

terte lange und langsam im Verkündbuch herum; das Zeichen war ihm herausgefallen. Als er endlich die rechte Seite gefunden, legte er gar das Buch noch einmal weg, schneuzte sich und nahm ganz bedächtig eine Prise. Die Leute zitterten vor Ungeduld. Zuerst verlas der hochwürdige Herr die Jahrtage für die nächste Woche, aber kein Mensch achtete darauf und merkte sich dieselben; sie konnten das beim Messner erfahren. Endlich tönte es von Oben langsam und deutlich: Zum heiligen Sacrament der Ehe haben sich entschlossen, und es fehlte wenig, so hätte ein lautes allgemeines Ach! von Unten dem Pfarrer geantwortet. Allein es kam noch nicht das rechte. Zuerst wurden nämlich der Schlosserfranz und die Thorbibiana herunter geworfen, was keine große Befriedigung gewährte, nur die ledigen Schwestern der Bibiana schlugen die Augen nieder und wurden roth, als gereiche es ihnen zur Schande, daß ihre Schwester heirathe. Als es aber weiters erscholl: Ferner der ledige hiesige Bürger und Tagelöhner Philipp Sorg mit der gleichfalls ledigen Barbara Sohm von der Holzhalde, da ging ein Zug der Zufriedenheit über die Gesichter der Zuhörer und als es oben fort tönte: Ferner der ledige hiesige Bürger und Tagelöhner Jakob Merz von der Holzhalde mit der gleichfalls ledigen Mechtild Schmidt von hier, da lagerte sich auf den Miemen der Leute das behagliche Gefühl, welches auch du empfindest, wenn du in ingrimmigem Durste ein Glas kühlen Wassers oder einen Schoppen Lagerbier frisch aus dem Felsenkeller weg getrunken. Das hatte ihnen gefehlt, darauf hatten sie gewartet; jetzt wandten sich ihre Augen von der Kanzel ab, betrachteten sich lächelnd gegenseitig, nickten einander zu, ja manche rieben sich vergnügt die Hände. Viele Augen lugten auch scharf in der Kirche umher, als ob sie die Verkündeten suchen wollten und wußten doch alle, daß Brautleute an dem Sonntage nicht in die Kirche gehen, an welchem sie ausgerufen werden. Sogar eine Betschwester, wenn sie Braut ist, macht an solchem Tage lieber eine Wallfahrt oder bleibt zu Hause, als daß sie sich in der Kirche sehen ließe. Und doch geht sie einige Tage darauf ungeniert in den Häusern herum und ladet auf die Hochzeit und die Morgensuppe ein. Es ist ein kurioses Volk um die Menschen. — Aber warum hat denn jene Verkündigung einen solchen Eindruck gemacht? Unerwartet kam, wie wir gesehen, die Sache den Leuten nicht, man hatte schon lange davon geredet und Jedes wußte, daß dies heute nach der Predigt vorkomme. In

eine ungewöhnliche oder gar geschlossene Zeit fielen die Hochzeiten ebenfalls nicht, denn sie sollten am Kirchweihmontag gefeiert werden. Daß man um diese Zeit Schweine schlachtet, das Sauerkraut einstampft und heirathet, ist ein altes Herkommen und wird seine guten Gründe haben. An der ganzen Sache waren nur zwei Umstände ungewöhnlich und auffallend. Einmal war es bis jetzt unerhört, daß Jemand aus dem Städtchen auf die Holzhalde geheirathet, bisher waren immer Fremde dorthin gekommen, ja die Burschen und Mädchen des Städtchens hätten es für eine Schande gehalten, dorthin zu ziehen. Und jetzt ließen sich zwei auf einmal herab. Zweitens wurde den Leuten je mehr sie über die Brautpersonen nachdachten, immer einleuchtender, sie paßten so gar nicht zu einander, und erwarteten fast, Gott werde ein Zeichen thun, um diese Ehe zu hintertreiben. Vielleicht, hofften sie, hat der Pfarrer ein Einsehen und verkündet sie nicht, was doch wieder nicht recht gewesen wäre. Man mochte doch gar zu gerne wissen, wie diese Sache ausschlagen würde. Darum die allgemeine Befriedigung, da der Pfarrer sie herunterwarf. Es ging übrigens mit diesen Hochzeiten im Städtchen, wie es überall mit Hochzeiten und andern Dingen geht; man redet eine Zeitlang in allen Stuben, in allen Waschküchen und an allen Brunnen davon; dann fällt etwas Anderes vor und die alte Geschichte wird vergessen. Die Anstalten zur Hochzeit wurden getroffen, der Hochzeitlader mit dem straußgeschmückten Hut, dem mächtigen Stock und dem lebernen Ranzgen wanderte Thal auf und Thal ab, trat mit feierlichem Ernste und wichtiger Miene unter jede Stubenthür und begann seinen Spruch: „Nichts für ungut, daß ich so frech hereintritt und sie nit um Verzeihung bitt, es geschieht nicht wegen meiner selbst, sondern wegen dem ehrsamem und bescheidenen Jüngling Jakob Merz als Hochzeiter und der ehrsamem tugendbelobten Jungfrau Mechtild Schmidt als Hochzeiterin, als welche“ u. s. w. Der Spruch ist gar lang, aber anmuthig und rührend, besonders wo er an die Beschreibung des Hochzeitmahles kommt, wo es unter Anderm heißt: „Da wird man haben Kuttel, fleck und schöne große Stücke Speck.“ Nun die Leute hörten dem Mann andächtig zu, reichten ihm ein allmächtiges Stück Brod und allenfalls auch einen Schnitten Speck und wünschten den angehenden Eheleuten Gottes Heil und Segen zum neuen Stand. Nur wo der Gesandte zufällig junge Waare in der Stube antraf, überfiel diese bei Nennung



der tugendbelobten Jungfrau Mechtild Schmidt der Husten. Am Kirchweihmontage zogen die Brautpaare, die Mustik einen lustigen Marsch spielend, voraus, unter Flintenschüssen in die Kirche, wobei die Mechtild einen auffallend großen Brautkranz auf dem Haupte trug. Was eine Schürze anzuziehen und Zöpfe aufzuweisen hatte, rannte in die Kirche, die Sonntagsschülerinnen kletterten auf die Bänke hinauf, um die Paare recht beobachten und den Putz mustern zu können. Nachmittags ging es hellauf im Engel und Löwen und gegen Mitternacht zogen die jungen Eheleute unter vielen Neckereien auf die Holzhalbe.

Die Holzhalbe.

Die Holzhalbe ist natürlich eine Halbe, und zwar eine ziemlich abschüssige; warum man aber das „Holz“ dazu gesetzt hat, kann ich nicht errathen; denn in der Wirklichkeit ist sie fast ganz kahl und steht nur einiges Buschwerk von Haselnuß- und Wachholderstauden zerstreut an derselben. Auch einige Vogelbeerbäume trifft man und auf denselben im Herbst Krametsvögel in Menge. An dieser Halbe kleben wie Schwalbennester zwei Häuschen, deren Bewohner nicht bloß in das Städtchen eingepfarrt, sondern daselbst auch bürgerlich sind,

obwohl sie eine gute halbe Stunde entfernt liegen. Diese Häuslein sehen sich ähnlich, wie Zwillingbrüder. Beide haben dieselbe Form und Größe, oder vielmehr Kleine; beide sind durchweg von Holz erbaut, mit Schindeln gedeckt, stehen an der Vorderseite auf Pfählen und berühren an der Hinterseite mit dem Dache den Boden. Beide haben vornen eine Gallerie, auf welcher allerlei alte Gerümpel liegt. Vor dem einen Hause, wie vor dem andern befinden sich zwischen der Stallthüre und der Hausthüre der Misthaufen, der laufende Brunnen und das Milchhäuschen. S'ist gar kommod, wenn man die Sachen nahe beisammen hat. Bei dem einen wie bei dem andern bildet die Hausthüre zugleich die Küchenthüre und hat kein anderes Schloß als einen hölzernen Nagel. Dies wird heut zu Tage wohl anders sein, allein früher wußte man

über dem Wald nichts vom Stehlen, wenn nicht gerade Zigeuner da waren. In jeder Stube fand sich das bequemste und praktischste Hausgeräth, ein „Hinterofen,“ d. h. hinter dem Ofen mehrere Staffeln mit niederen Sizen; über dem obersten Sitz ist in der Bühne ein Laden angebracht, durch welchen die Wärme in das obere Zimmer, die Stubenkammer gelassen wird. Ich bemitleide alle Kinder, welchen die Wohlthat eines solchen „Ofenlocks“ nicht zu Theil wird. Eine bessere Einrichtung zum „Fangensmachen“ ließe sich nicht ersinnen; da klettern die Kinder jubelnd und jauchzend hinauf und herunter und schreien jämmerlich, wenn sie in der Hitze den obern Sitz verfehlen und über die Staffeln herunterpurzeln. In jedem Stalle standen zwei Kühe und zwei Geissen. Wie die Häuser sich gleichen, so gehörte auch zu jedem gleich vieles und gleich gutes Feld. Unter jedem Misthaufen lag eine Hausmatte, die aber von dorther reichlich gedüngt wurde. Ob dem Hause war ein Stück Rübsfeld, einige Kartoffelacker, ein umgestürztes Feld, auf welchem der Rasen verbrannt und das dann mit Sommerroggen angepflanzt wurde, einige Saaten mit Hafer und Gerste durcheinander und endlich viel Brachfeld, welches theils gemäht, theils von den Kühen abgeweidet wurde. Gränzsteine waren keine gesetzt, eine kleine Furche bezeich-

nete, wie weit eines Jeden Eigenthum sich erstreckte, Streitigkeiten über das Mein und Dein waren an der Holzhalde seit Menschengedenken keine entstanden. Ein eigentlicher Weg führte nicht zu den Häusern, man stieg eben den Berg hinauf und hinunter, wo man am leichtesten fortzukommen glaubte. Fuhrwerke hatten dort nichts zu schaffen und kamen auch keine hin. Die Aecker wurden mit der Haue umgegraben und die Früchte auf einem Handfarren heimgeschafft. Fremder Besuch war auf der Holzhalde eine Seltenheit und nur das Eierweib oder Ankfändler sprachen zu gewissen Zeiten ein. Aber auch die von der Halde gingen selten zu anderen Leuten; blos an Sonn- und Feiertagen besuchten sie den Gottesdienst und begaben sich nach demselben ohne Einkehr alsobald wieder nach Hause, wenn sie nicht gerade nothwendige Dinge, wie Salz und Pfeffer, mitnehmen mußten. Die Einsiedler mochten die Städte nicht leiden, sie waren ihnen zu stolz und vornehm, und diese hatten hinwieder eine gründliche Verachtung gegen jene, sie waren ihnen zu roh und zu gemein. Und wahr ist's, vornehm und üppig ist's an der Holzhalde nie zugegangen; aber ein zufriedenes, freundliches und fröhliches Leben haben sie dort geführt, ehe die zwei unglückseligen Hochzeiten gefeiert wurden. So lange Jemand zu denken wußte, so weit die alten Ueberlieferungen in die Vorzeit hinaufreichten, waren die Männer von der Holzhalde immer Holzmacher gewesen und bei dem jeweiligen Fürsten von Fürstenberg in Arbeit gestanden. Man konnte sich's gar nicht vorstellen, daß dies nur anders sein könnte. Neben dem Holzmachen betrieben sie auch die Kohlenbrennerei und gelegentlich das Harzen. Zu Hause waren sie wenig, oft nicht einmal am Sonntag, ihr Aufenthalt war der Wald. Das ist ein schönes Leben, das Leben eines Holzmachers und Kohlenbrenners draußen in der Einsamkeit des Waldes! Wohl ist die Arbeit schwer und die Anstrengung oft groß. Die Schrot- und die Astart und die Baumsäge sind nicht so handlich, wie die Nadel und das Weberschiffchen; und die Bitterung ist oft rauh und kalt und die Aeste der Bäume vermögen den Regen nicht in die Länge abzuhalten. Aber dafür ist der Mann frei von dem schaalten, hohlen Treiben der Menschen, frei von den stündlichen Neckereien und täglichen Plagereien, frei von überlästigen Visiten und langweiligen Gesellschaften. Die alten ernstesten Tannenbäume sind seine Genossen, die Weihen, Drosseln und der Kreuzschnabel sind seine Gesellschafter und der postterliche Hase und

das flinke Reh mit den großen sanften Augen staten ihm zuweilen einen Besuch ab. Wohl ist das Lager hart, das er sich in seiner engen, niederen Hütte bereitet, ist es ja nur ein Bett und ein Strohsack darauf; aber wer bis zur Ermüdung gearbeitet, bedarf zum Schlafen keine weichen Polster und das Rauschen des Windes in den Wipfeln der Bäume ist schlummerlockend wie ein Wiegenlied. Wohl ist die Kost, die er mit seinen harzigen Händen sich selber zurechtet, sehr einfach, fast täglich dieselbe und gar nicht delikate; aber der Hunger ist ein guter Koch, und nahrhaft ist seine Zurechtung, Schmalz und Eier werden im Walde nicht gespart. Und wie herrlich ist's erst im Walde, wenn Gott den Donnerwagen durch die Wolken führt. Ihr Leute draußen auf dem flachen Lande und auf Hochebenen, ihr wißt gar nicht, was es Prächtiges ist um ein rechtschaffen Donnerwetter. Euch senden die Gewitter beim Vorüberjagen nur so einen flüchtigen Gruß zu, aber sie mögen nicht weilen in eurer langweiligen Landschaft und sich gründlich ausdrücken. Steiget einmal in den Hundstagen hinauf in das Gebirg, in ein Thal, je enger, je besser, wo die Berge recht durchlüftet sind und die Tannen an den Höhen dicht wie Wälder stehen. Dort duckt euch, wenn ihr aus Furcht vor Rheumatismus einen tüchtigen Regenguß scheuet, in eine Köhlerhütte und gebt acht, wie ein Donnerwetter sich ausnimmt. Wie ist es so schwül und still und unheimlich im Walde, keine geschäftige Meise regt sich, kein Specht hämmert an den Bäumen, kein kreischender Häher läßt sich hören, nur das Eichhörnchen eilt in kühnen Sätzen über die Aeste weg dem schirmenden Neste zu; Alles ist wie voll banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Ueber dem Kesselberg und dem Hirzbühl stehen zwei schwarze Wolken so niedrig, als ob sie auf den beiden Gipfeln aufsäßen. Da rauscht plötzlich der Sturmwind majestätisch durch den Wald daher und die knorrigen Bäume beugen tief ihre Häupter, wie vor der nahenden Herrlichkeit Gottes und es knittert, kracht, stöhnt und dröhnt und ächzet bis in die Wurzeln herunter. Und jetzt zerreißt ein zukender Blitz die schwarze Wolke auf dem Kesselberg und sogleich fährt ebenfalls ein Blitzstrahl durch die Wolke auf dem Hirzbühl und ein blendender Glanz erhellt auf einen Augenblick den dunklen Waldesschatten. Und auf den Lichtstrahl folgt unverzüglich das Krachen des Donners und wälzt sich rollend und grollend an den Bergen hin, durch die Wälder und Schluchten, bis es sich brummend in der Ferne verliert.

Und immer mächtiger rauscht der Sturm durch den Wald und die Lannen schütteln unwillig ihre Aeste, daß die schweren Regentropfen auf das durstige Moos herunterplagen. Droben am Himmel folgt Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag, die beiden Wetter ringen in heißem Kampfe mit einander und jeder Schlag wiederhallt unten sechs bis siebenmal durch die Schachen und Tobel dahin. Es ist ein ununterbrochenes Rauschen, Prasseln, Rollen und Poltern und du vermagst nicht mehr zu unterscheiden, ob die Schläge vom Himmel kommen oder ein Wiederhall sind der Schluchten und Schlünde der Berge. Und haben die beiden Gewitterwolken nach langem Kampfe sich vereinigt und sind, wie du meinst, vorübergezogen, so kehren sie plötzlich wieder um, als ob sie etwas vergessen hätten, und das Brausen und Rollen beginnt von Neuem.

Fortsetzung.

Die Zeiten solcher Gewitter sind für den Holzmacher Stunden des Gottesdienstes, da steht der Mensch unter dem wilden Aufruhr der Elemente in seiner Ohnmacht vor der Allmacht seines Schöpfers. — Diese Holzmacher, Kohlenbrenner und Harzer leben in der Regel in glücklicher Ehe. Schon der Umstand, daß sie die ganze Woche hindurch vom Hause entfernt und den Launen und Wunderlichkeiten des Weibes entrückt sind, trägt viel dazu bei, wie denn bei vielen Ehen das fortwährende Beisammensein und Arbeiten in derselben Stube Grund und Veranlassung zur Kälte und Mißhelligkeit wird. Ist der Mann die Woche hindurch abwesend, so freut er sich natürlich auf den Sonntag, an dem er nicht bloß ausruhen, sondern auch im Umgang mit Weib und Kind sich erfreuen darf; und eben so natürlich wird es jeder finden, daß die Frau, die an Werktagen eigentlich eine Wittwe vorstellt, nach der Ankunft des Mannes sich sehnt, weil es denn doch manches zu besprechen gibt. Am meisten aber freuen sich die Kinder und ziehen ihm am Vorabend des Sonntags um die bestimmte Stunde jubelnd auf dem Fußweg entgegen, denn solche Väter, welche die täglichen Unarten der Kinder nicht mit ansehen müssen, sind gar lieblich gegen dieselben. Wichtig hat er sie auch nicht vergessen und kommt nicht ohne Kram. Vielleicht bringt er flammendrothe Lannzäpfschen, welche dann bei ihren Spielen die Kühe und Kälber vorstellen; vielleicht hat er ein Rindenzörbchen, in welche sie Heidel- und Preiselbeeren lesen, aus denen die Mutter das Beermuß kocht auf den Winter; vielleicht hat er schöne blaue Federn

vom Ruffhäger gefunden, welche die Buben auf die Sonntagsbüte stecken, die Mädchen aber zu dem Bilde im Katechismus legen; vielleicht hat er ein altes Wespennest gefunden, wo sie dann über das curiose Papier mit den vielen Löchern sich nicht genug verwundern können; vielleicht zieht er sauliches Föhrenholz hervor, das im Dunkeln leuchtet, wie Glühwürmer, und das sie sich in die Betten legen, um sich gegenseitig zu erschrecken. Es braucht eben keine große Kostbarkeit, um Kindern eine Freude zu bereiten. Die Mutter hat zwar die ganze Woche hindurch gedroht, sie wolle es dem Vater sagen, wenn er käme; aber sie sagt doch nichts, denn sie mag ihm die Freude nicht verderben. Bisweilen bringt er auch der Frau etwas, einen Hasen oder ein Reh, das er mit der Schlinge erlistet. Er hält das für keine Sünde, denn der Wald ist ja sein Haus und im eignen Hause wird er doch ein Recht haben. Am Sonntag besucht er die Kirche im Städtchen und nach dem Gottesdienste spricht er beim Krämer ein, um für die nächste Woche seine drei Schnitten Rauchtobak zu kaufen, den er dann am Nachmittage auf einer kleinen Guillotine klein schneidet und mit süßer Milch befeuchtet, damit er seine Schärfe verliere und länger halte. Daß er sich keiner Porzellanpeife, sondern eines Ulmerkopses bedient, brauche ich dir nicht zu sagen; das Handwerk bringt's mit sich. Wie alle Menschen, welche viel im Freien leben und mit der Natur verkehren, ist der Holzhauer zum Aberglauben geneigt und wenn du ihm denselben auszureden suchst, so lächelt er pöflich und denkt: Schwäz du, was du willst; ich weiß, was ich weiß. Der seltene Umgang mit Menschen, die grobe und anstrengende Beschäftigung läßt ihn unbeholfen, viereckig und in vielen Dingen unwissend erscheinen, aber dumm ist er deshalb keineswegs. Ja gerade daß er das hirn- und gedankenlose Geschwäz der Leute nicht anhören muß, daß er keine Zeitung liest und die Schreier nicht zu ihm an die Holzhalde kommen, daß er genöthigt ist, in der Waldeinsamkeit seinen eigenen Gedanken Audienz zu geben, gerade das macht ihn in Dingen, die in seinen Gesichtskreis fallen, sehr verständig und bewahrt ihn vor Verschrobenheit und Verschlungung. Es wäre den meisten Menschen zu wünschen, daß sie von Zeit zu Zeit in Einzelhaft genommen würden, damit sie gezwungen wären, einmal bei sich selber einzukehren; denn die meisten Menschen wissen wohl oder meinen wenigstens zu wissen, wie es draußen in der Welt aussieht und was darin vorgeht, wie es aber in ihnen selbst ausschaut und was

in ihrer eignen Seele vorgeht, das merken sie nicht. Des Waldmenschen Reden und Ausdrucksweise hat oft etwas Driginelles an sich und eine gutmüthige Derbheit. So erzählt man sich in meiner Heimath von einem solchen Folgendes: Während er mit seiner harzigen Arbeit an einem Waldwege beschäftigt war, der nach einem fürstlichen Jägerhause führte, ging der damalige Fürst vorüber und fragte: „Guter Freund, ist da nicht vor einer Weile eine Kutsche voll Frauenzimmer vorübergefahren?“ „Nein Herr,“ antwortete der Gefragte, „Zimmerleute habe ich keine gesehen, aber einen Wagen voll Weiber.“ Einen sehr guten Einfall hatte ein Anderer, den ich gar wohl gekannt. Derselbe wohnte in einer Gemeinde, wo es zuging, wie es schon an vielen Orten gegangen. Die Gemeinde besaß nämlich ein weitläufiges Allmendgut, auf welchem viel Holz stand. Natürlich waren nun die meisten jungen und armen Bürger der Ansicht, es gebe nichts Zweckmäßigeres und Billigeres, als diese Allmende in gleiche Theile unter die Bürgerschaft zu theilen, wo dann jeder mit seinem Theil machen könne, was er wolle. Die älteren vermöglicheren Bürger dagegen und die Geldprogen behaupteten, das Gut müsse beisammen bleiben und die Gemeindefosten aus dem Nutzen desselben bestritten werden. (Wie gut Einem so ein Allmendwald zu statten kommt, wenn man in der Revolutionszeit Waffen gekauft und Kornister angeschafft, die in der Gemeindefostenrechnung nicht figurieren dürfen, davon wußte man damals noch nichts.) Wenn nun so gestritten wird, macht man durch eine Gemeindeversammlung dem Handel ein Ende. So geschah es auch in jenem Orte; die Bürger wurden auf einen Sonntag auf das Rathhaus entboten und zwar in der Fastenzeit. Nun bestand aber dort das uralte Herkommen, daß der Pfarrer während der Fasten an den Nachmittagen des Sonntags statt der Vesper den Gläubigen die Stationen vorbetete. Der alte kränkliche Pfarrer mit sammt dem jungen Vikar hatten aber den alten Gebrauch abgestellt und eine gewöhnliche Vesper gehalten. Während sie nun auf dem Rathhaus mit einander streiten und immer mehr in die Hitze und unangenehme Redensarten gerathen, wendet sich ein Bürger halb scherzhaft an einen alten Holzmacher und fragt: „Und was meinst denn du, Adam, soll man den Wald theilen oder in der Gemeinschaft behalten?“ Der Hansadam aber gab zur Antwort: „Ich meine, wir sollten eine Deputation zum Herr Pfarrer schicken, ihn zu ersuchen, die Stationen wieder zu beten; das wäre

gescheider und nutzbringender, als die einfältige Waldtheilerei.“ Ueber diese Entscheidung erscholl ein lautes Gelächter in der Versammlung und Streit und Hader waren vergessen. Eine Deputation kam nicht zu Stande; aber am nächsten Sonntag betete der Vikar die Stationen und der Wald ist meines Wissens ungetheilt bis auf den heutigen Tag.

Die jungen Eheleute.

Seit Menschengedenken hatten auf der Holzhalbe Holzmacher und Kohlenbrenner der obengeschilberten Art gewohnt und man konnte sich's kaum vorstellen, daß dies je anders sein könnte. Die jungen Leute droben, der Haldenjockel und das Haldenbärbele, gehörten auch noch zum alten Schlage und hatten nie etwas von Streitigkeiten auf der Halbe gehört, bis sie selber Veranlassung dazu gaben, indem sie sich ihre Ehehälften in dem Städtchen suchten, was die Alten ungerne sahen. Das Bärbele hatte nämlich noch den Vater, der schon längere Zeit nicht mehr in den Wald konnte, weil er an der Wassersucht litt und oft so eng auf der Brust hatte, daß er deswegens oft des Nachts unter das niedere Fenster liegen mußte, um Athem zu schöpfen, und der Jockel hatte noch die Mutter, eine rüstige alte Frau, die noch in den alten Tagen die Baumsäge und die Art zu regieren verstand. Dem Bärbele war es auch sehr gleichgültig gewesen, wen es zum Manne bekommen, wenn er nur Holz machen konnte und wollte. Es war ein starkknochiges handsches Gesicht, in dessen Herz nie eine Liebessehnsucht gekommen. Sein Leben lang wußte es von nichts, als schweren Arbeiten vom Morgen früh bis Abends spät, von rothen Strümpfen und Holzschuhen, vom Kirchengehen am Sonntag und Salzholen und von dem süßen Faulenzen am Nachmittage. Ein Mann aus einem abgelegenen Zinken oder aus einer Einöde wäre ihr lieber gewesen, als ein Städter, allein sie wußte keinen solchen zu finden, der zugleich einige hundert Gulden Geld gebracht hätte. Und Geld mußte her; denn bei der langen Krankheit der verstorbenen Mutter und der Verdienstlosigkeit des Vaters mußten sie Schulden machen und diese Schulden wollte das Bärbele nicht mit in den Ehestand hinüberschleppen. Schulden wurden dazumal noch als etwas lästiges, Hinderliches, fast Sündhaftes angesehen, was jetzt zum Glücke anders geworden. Wenn man freilich viel daran denkt, wie man auf den Tag den Zins entrichtet und das Kapital in Wälde abtragen will,

so macht das allerdings Sorgen, sogar schlaflose Nächte; allein wo steht denn geschrieben, daß man daran denken soll? Das Haldenbärbele war aber in der Zeit weit zurück geblieben und gar nicht aufgeklärt, in keinem Stück, darum vermochte es sich diesen unnöthigen Sorgen nicht zu ent schlagen, und darum heirathete es den Philipp. Dieser besaß 400 Gulden und konnte sie jeden Tag bei seinem ehemaligen Pfleger, dem Thormezger, erheben. Der Philipp aber ließ sich herab, auf die Halbe zu ziehen, weil das Bärbele ein Schaffmensch war und er dadurch zu einer Herberge und einem sichern Verdienste kam. Er hatte eben nicht viele Aussichten und konnte die Sache nicht auslesen nach seinem Belieben. Seines Handwerks war er eigentlich ein Maurer und sogar während eines Sommers in Colmar im Elsaß in der Fremde gewesen. Was für ein Verdienst bietet sich aber dem Maurer über dem Wald dar? Ganz abgesehen davon, daß es in jedem Orte von Maurern wimmelt, wann soll er denn sein Handwerk betreiben in einer Gegend, wo es neun Monate Winter und hart gefroren ist? Was hat denn der Maurer an einem Hause zu schaffen, das ganz von Holz gemacht ist bis auf den Feuerherd und den Ofen? Wie wäre damals Jemanden eingefallen, aus Spekulation sein eigenes Haus in Brand zu stecken, um reich zu werden, da die Feuersocietäten noch nicht so geregelt waren, wie sie es zum Wohle und Nutzen der Maurer und Zimmermannen heutigen Tages sind? — Der Philipp wenigstens getraute sich nicht, mit seinem Handwerk sich ehrlich durch die Welt zu schlagen, hatte dasselbe ziemlich aufgegeben und sich mehr mit Holz machen beschäftigt. Darum war ihm die Gelegenheit, an die Holzhalbe zu kommen, erwünscht, und er ergriff sie mit beiden Händen. Schön war er gerade nicht, hatte zwar keinen bösen Leumund, nur bemerkte man, daß er Sonntags vertrinke und verspiele, was er die Woche über verdiene. So waren das tappige Bärbele und Philipp zusammengerathen. — Ganz anders verhielt es sich mit dem Jockele und der Wechtild oder dem Tilgale, wie sie kurzweg genannt wurde. Der Jockele hatte keine Schulden, brauchte bei seiner Wahl nicht auf das Vermögen zu schauen, und konnte darum auslesen unter den Töchtern des Landes. Er wollte jedoch nicht auslesen, für ihn gab es nur eine Einzige, mit welcher er glücklich leben zu können meinte, und diese war just die Wechtild. Sie hatte ihn zu fangen gewußt und er war verliebt, bis über die Ohren. Da dieses Tilgale die Hauptperson unserer Geschichte

vorstellt, so wollen wir ihr ein besonderes Kapitel widmen.

Tilgale's Herkunft und Erziehung.

Von seiner Mutter weiß ich nicht viel zu berichten, da ich dieselbe nicht gekannt habe. Sie soll eine ordentliche Frau gewesen sein, weil wenig von ihr gesprochen wurde, starb aber schon, ehe das Tilgale recht laufen konnte, und hinterließ ihrem Manne dies einzige Kind. Er heirathete zur allgemeinen Bewunderung nicht wieder, sondern nahm eine ältliche Person als Haushälterin zu sich, worüber die böse Welt allerlei Böses munkelte. Sicher ist, daß die Haushälterin bis zu ihrem Tode von Jahr zu Jahr hoffte, er werde sie heirathen, was aber doch nicht geschah. Er war ein seltsamer Mann, dieser Wittling, und seines Zeichens ein Balbierer, der einzige im Städtchen, und doch nicht im Ueberfluß schwimmend. Nie sah man ihn anders, als in einem merkwürdig abgeschabten schwarzen Frack und einer Luchkappe mit einem langen Schild; ich möchte nur wissen, ob er immer den nämlichen Frack getragen, und in diesem Falle, wo das unvernünftliche Tuch gemacht worden, oder auf welche Weise er immer wieder zu alten Fräcken gekommen, von welchen einer dem andern gleichsah, wie ein Ei dem andern; in einem neuen Frack hat ihn gewiß Niemand erblickt. Neugierig war er gleich allen Balbierern und geschwätzig, wie keiner, sein liebster Aufenthalt auf der Gasse vor den Fenstern, und sein Liebeszeitungen. Der Zeitungen halber wandelte er auch ungebührlich fleißig in die Wirthshäuser; denn, wie er behauptete, kam er nicht des Trinkens wegen, sondern trank um der Zeitungen willen, um den Wirth nicht vor den Kopf zu stoßen. In seinem Wittwenstande machte er dem weiblichen Geschlechte stark den Hof, und es fanden sich wenige Mädchen und heirathslustige Wittfrauen in dem Städtchen, denen er nicht auf Ehre und seiner Seele Seligkeit versichert, er führe keine andere heim, als gerade sie. Jedes Kind kannte ihn unter dem Namen Bonnör; daß er eigentlich Schmidt heiße, wußten wenige von den Alten, von den Jungen keines. Den Namen erhielt er deshalb, weil er in seine Gespräche gerne französische Worte einmischte, worunter das à la bonheure eine große Rolle spielte. Es war ihm ganz gleichgültig, ob es in eine Rede passe oder nicht, wenn er dasselbe nur anbringen konnte. Wie hätten sonst die Leute wissen sollen, daß er dereinst Paris gesehen. Er behauptete nämlich in allem Ernste, er habe in jungen Jahren in

der französischen Weltstadt conditionirt, was ihm aber kein Mensch glaubte, als er selber und das Tzilge, dem er gar Wundervolles von dort erzählte. Vertraute ihm Jemand seinen Bart an, so zog er das Messer, ehe er sich an das Geschäft machte, unter seltsamen Grimassen fünf Minuten lang auf einem alten Streichriemen ab, wobei er den Darsitzenden und Harrenden über die Kunstgriffe und Vortheile beim Messerstreichen unterwies und seinen alten Streichriemen mit Lobsprüchen überhäufte. Um tausend Gulden wäre ihm das alte Leder nicht feil gewesen, wenn man ihn hörte. Neben dem Bartschneeren betrieb er auch die Heilkunde; nicht nur verstand er aus dem Fundamente das Schröpfen und Aderlassen, er kurierte auch auf innerliche Krankheit und da war es namentlich der Hydrothorax, dem er aus allen Kräften zu Leibe stieg. Das mußte eine besondere Krankheit sein, in welcher der Bonndör keinen Ansat zum Hydrothorax gefunden hätte. Besuchte ihn Jemand auf seinem Zimmer, verfehlte er nicht, einen alten Kasten zu öffnen und dem Besucher ein menschliches zusammengeflochtenes Gerippe zu zeigen und seine anatomischen Kenntnisse weitläufig an den Tag zu legen. Dies Manöver hatte ihm früher viel Vertrauen erworben und manchen Groschen eingetragen. Mit seinem Töchterchen sich viel abzugeben, dazu hatte natürlich der Vielbeschäftigte keine Zeit, und die Sorge für dasselbe blieb daher der Haushälterin überlassen. Bei dieser war das Kind wirklich gut aufgehoben, besonders was den Leib und seine Nothdurft betraf. Das Tzilge war ein schönes zappliges Kind mit einem allerliebsten Plappermäulchen, das es vom Vater geerbt hatte. Da es dem Vater an's Herz gewachsen war, so sparte die Haushälterin keine Mühe, dasselbe auf's Schönste herauszuputzen, um in der Gunst des Doktors zu steigen und endlich zum ersehnten Ziel zu gelangen. Ob das Kind auch an der Seele gedeihe, ob es in der Gottesliebe, in der Geduld, im Gehorsam geübt werde, darum bekümmerte sich freilich im Hause Niemand. Wenn es nur nicht heftig schrie, wenn es sich nur artig betrug und nicht um sich biß und kratzte, so war man schon zufrieden. Daß das kleine Geschöpf den Zwingherrn spielte im Hause und Alles nach seinen Befehlen geschah, merkte weder der Vater, noch die Köchin, wie dies noch in gar vielen Häusern der Fall ist. Es ist ordentlich ein Unglück, einziges Kind zu sein. In die Schule wurde es allerdings seine Zeit geschickt und lernte wie ein kleiner Hexenmeister. Darum und weil es auch

recht schön thun und schmeicheln konnte, wenn es wollte, ward es der Liebling des alten Schulmeisters, der ihm Vieles übersah, was bei einem andern Kinde unausbleiblich die Anwendung des Haselstöckchens zur Folge gehabt hätte. So wurde das Kind weder zu Hause, noch in der Schule an Gehorsam, geordnete Thätigkeit und Unterwerfung unter fremden Willen gewöhnt, vielmehr wurde es um seiner Unarten willen, wenn sie nur nicht zu grob waren, gar noch gelobt. Es war wild, wie ein Knabe, trieb sich lieber mit diesen, als mit seinen Mitschülerinnen herum und spielte auch die Knabenspiele mit großer Fertigkeit, was dem Vater zur größten Herzenswonne gereichte. Zu Schleckereien und Raschhaftigkeiten wurde es förmlich angeleitet; die Haushälterin hätte es für eine Sünde gehalten, demselben etwas zu versagen. Ueber Dinge, von welchen die Kinder nichts wissen sollten, war es in zarten Jahren schon unterrichtet, wie ein Alter; der Vater redete als Arzt gern ungeschont von solchen Sachen, und da es sehr mittheilsamer Natur war, suchte es auch andere Kinder in seine Kenntnisse einzuweihen. Das gelang ihm so gut, daß es in den letzten Schuljahren schon Liebchaften unterhalten und kleine Romane spielen konnte. Als es endlich der Schule entlassen und in auffallendem Putz und mit eitlem, gefallsüchtigem Herzen zum Tische des Herrn gegangen war, schickte der Vater dies verwöhnte Töchterlein in die Fremde, damit es sich in den weiblichen Arbeiten vervollkomme und an zierlichen Manieren wachse. Ich weiß nicht, kam es nach Donaueschingen oder Willingen, weit fort keinesfalls.

Das Lehrmädchen.

Ich halte es für nutzbringend, wenn Kinder in jungen Jahren auf einige Zeit bei fremden Leuten untergebracht werden und fremdes Brod essen und, wo möglich, selber verdienen müssen. Sie können sich dann mit eignen Augen überzeugen, daß es im älterlichen Hause nicht gerade am unausstehlichsten hergeht und halten später unter ihren Angehörigen leichter aus. Wenn aber junge Mädchen auf die Art verstellt werden, wie das hübsche Tzilge, so kann die Fremde nur zum Unheil anschlagen. Natürlich dachte kein Mensch daran, darauf sein Augenmerk zu richten, dasselbe in einem Hause unterzubringen, wo es überwacht, zum Gebet und Kirchengebetsbuch angehalten wurde, man war bloß besorgt, es einer tüchtigen Mätherin zu übergeben, wobei man freilich nicht unterließ, die Hoffnung auszu-

sprechen, das Kind werde in ihren Händen an Leib und Seele gut aufgehoben sein. Es kam also in ein Haus, dessen Besitzerin eine Wittwe, deren Ruf als Kleidermacherin untadelhaft war. Das Tilgke war nicht die einzige Kostgängerin, es wohnten noch mehrere Mädchen aus umliegenden Ortschaften von ihrem Alter und Stande im Hause, um sich die nöthigen und unnöthigen Kunstfertigkeiten anzueignen, und noch mehrere, die im Orte selbst zu Hause waren, besuchten bloß die Nähstunde. — Die Frau war im Grunde ein gutmüthiges Geschöpf, und es lag ihr jede Absicht ferne, die ihrer Obhut anvertrauten Mädchen in's sittliche Verderben zu bringen; allein diese Kost- und Lehrjüngfern brachten ihr einen schönen Verdienst ein und war sie darum bestrebt, derselben Gunst und Beifall zu erringen. Mochte Eine, ehe sie Morgens an die Arbeit ging, beten, so war es ihr unverwehrt, ja die Herrin konnte sie noch ihrer Frömmigkeit wegen rühmen; ließ eine Andere lieber das Morgengebet unterwegen, so wurde dawider auch nichts erinnert, ja gelegentlich vielleicht bemerkt, das Beten trage nicht viel ab, sei auch wenig daran gelegen, wenn man sich nur sonst rechtschaffen aufführe. Wäre jedoch Eine nicht gehörig frisst bei der Arbeit erschienen, so hätte sie das Versäumte sogleich nachholen müssen. Eine gemeinschaftliche Hausandacht fand nicht statt, zum Tische und vom Tische wurde gegangen, ohne vorher etwas mit Gott zu reden; es waren ja auch protestantische Mädchen in der Kost, die am Kreuzzeichen und „Gegrüßet seist du“ u. s. w. Anstoß hätten nehmen können. Es scheuen sich noch ganz andere Menschen, als alte Kleidermacherinnen, vor Andersgläubigen ein katholisches Zeichen an den Tag zu legen, aus Furcht, für intolerant oder gar für ultramontan zu gelten. Dagegen für einen lauen und gleichgültigen Katholiken zu gelten, dünkt Manchem so wenig zur Schande zu gereichen, daß so ein katholisch getaufter Mensch in sogenannter guter Gesellschaft, damit Niemand seine wahre Gesinnung bezweifle und von seinen Geistesfähigkeiten gering denke, mit großer Selbstzufriedenheit zuweisen selber erklärt, er sei zwar katholisch, aber es möge ja keiner glauben, er glaube Alles, was die katholische Kirche zu glauben vorstelle. — Bei der Nätherei war die Wittwe natürlich nicht beständig zugegen, und die Mädchen blieben sich selber überlassen. Daß solche Mädchen bei ihrer stillen Beschäftigung die Zunge nicht im Zaume halten, weiß Jeder, und daß es gerade nicht die erbaulichsten Gespräche sind, welche sie führen, habe ich mit eigen

nen Ohren gehört, da ich einmal in der nächsten Nähe einer derartigen Anstalt gewohnt habe und die Nadelheldinnen ihre Unterhaltung nicht gar heimlich und leise pflogen. Nachdem die Kleiderordnung durchgemustert, nachdem Jede vorgebracht, was sie an Diesem oder Jenem Neues gesehen, nachdem einige alte Personen gehörig durchgehandelt, geht es an Liebesgeschichten und Bekanntschaften, und geht ihnen da der Faden später aus, als bei der Näherei. Alle jüngern Bekannten des starken Geschlechtes werden nach ihren guten und schlechten Eigenschaften an Leib und Seele auf's Genaueste abgeschätzt und gewogen; diese Arbeiterin wird mit Jenem, eine Andere mit einem Andern aufgezogen; die bärtige Jugend wird ordentlich unter die Nätherinnen vertheilt, was viele Streitigkeit absetzt, weil nicht Jede mit dem ihr zugestellten zufrieden sein will. Ich hätte gute Lust, eine solche Verhandlung herzusetzen; aber man soll nicht aus der Schule schwätzen. Findet dann, wie es beim Tilgke der Fall war, noch der Umstand sich vor, daß die Lehrfrau einen Sohn hat, welcher das Gymnasium besucht, Guitarre spielt und den Kostmädchen in dieser Kunst unentgeltlich Unterricht erteilt, so ist dieser Umstand keine Veranlassung, die Gedanken einer sechszehnjährigen Kleidermacherin von leeren Liebesleien und thörichten Hirngespinnsten abzuziehen und auf's Ernste und Himmlische zu lenken. Der Guitarrspieler bleibt nicht allein, seine Kameraden aus der Schule haben jeden Augenblick Etwas bei ihm zu fragen, zu holen und zu bringen; es liegt eine ganz besondere Anziehungskraft in solchen Häusern und spaziert sich nirgends schöner, als vor denselben. Im Vorbeigehen wird ebenfalls auch mit pochendem Herzen ein flüchtiger Blick und ein freundliches Wort mit der Kostgängerin gewechselt. Nur fällt an einem langen Sommerfeiertage, wie gerufen, ein abscheulicher Regen vom Himmel herunter zum unaussprechlichen Verdruß aller Besitzer von Sommerwirthschaften. Da schleichen mehrere Studentlein im besten Wir hart an den Häusern her, dem besagten Hause zu, packen ihre musikalischen Instrumente aus und die langen Pfeifen, lassen durch die Magd einen dickleibigen Krug mit Bier herbeischleppen, machen Mußl, so gut es gehen will, dampfen in mächtigen Zügen aus ihren Pfeifen und trinken viel Bier dazwischen, wie sich das für einen Studenten gehört, der etwas Rechtes lernen soll. Und da das Bier waghalsig macht, wie man es seiner Zeit an den Baiern gegenüber den Preußen hat beobachten können, so wagt es endlich bei

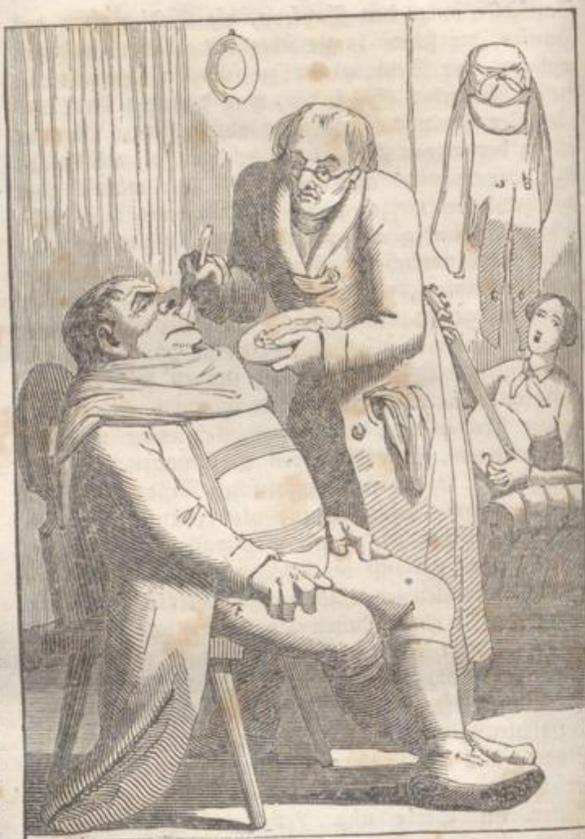
Lapferste unter den Lapfern, die Kostjungfern des Hauses, die schon lange überlaut gefächert und sich viel an der Stubenthüre zu schaffen gemacht, zu einem Tänzchen einzuladen, was diese in ihrer natürlichen Gutmüthigkeit nicht abschlugen. Wer nie einem derartigen Privatballe beigewohnt, weiß nicht, was der Himmel auf Erden ist. Du wärest aber weit auf dem Holzwege, wenn du meinstest, es gehe roh, unanständig und ungesittet zu, vielmehr wird dabei ächterliche Galanterie, höfische Huldigung und bescheidene, zarte Behandlung der Damen an den Tag gelegt, wenigstens am ersten Regenfeiertage. Von dieser glücklichen Stunde an beginnt ein gegenseitiges Austauschen von langen Liebesbriefen und zierlichen, goldumranderten Stammbuchblättlein, welche sproßen von verblühten Redensarten, edlen Gesinnungen, unerreichbaren Hoffnungen, unaussprechbaren Gedanken, himmlischen Träumen, überschwenglichen Gefühlen und blühenden Versen in allen Formen. Die Studenten wollen eben zeigen, daß sie nicht umsonst die Dichtung studiert, und die Mädchen wollen ebenfalls augenscheinlich dathun, daß sie nicht ohne Nutzen die Leihbibliothek besucht haben. Denn eine Leihbibliothek darf nicht fehlen in einer Stadt, wo Studenten sind und Mädchenschulen; wer würde sonst für die nöthige Erholung und Unterhaltung sorgen? Ob auch der künftige Staats- und Kirchendiener sein Berufsgeschäft über der Leserei vernachlässige und die künftige Hausmutter an Seele und Leib versieche, darnach scheint man wenig zu fragen. Den Apothekern ist mit Recht verboten, Jemanden ohne ärztliches Zeugniß Rattengift zu verabreichen, damit dadurch kein Unglück entstehe am Leibe, und es wird strenge auf die Befolgung dieser Anordnung gehalten; ob für die Leihbibliotheken eine ähnliche Verordnung besteht, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß sie nicht beobachtet wird, wenn sie besteht. Das Rattengift und die Blausäure, womit man Seelen vergiftet, konnte wenigstens vor wenigen Jahren noch Jeder haben, der den Lesekreuzer aufzubringen vermochte. Und doch hat eine jugendliche Seele so hohen Werth und der sie erschaffen, hat so viel für sie gethan und gelitten. — Uebrigens lernte das Balbiererkind in der Fremde nicht bloß das Zuschneiden der Kleider und das Zusammennähen des Verschnittenen, es lernte auch Häckeln, Sticken, Frisieren, Guitarspielen und Singen und sogar ungefähr so viel Französisches, als ihr Vater wußte. Hat es nicht, nachdem es kaum ein halb Jahr fort war, dem Vater auf seinen Namenstag einen gestickten Hosens-

träger geschickt, wie in seinem Vaterstädtlein noch keiner gesehen worden? Hat nicht er, der sein Lebtag auf der Brust fest zugeknöpft gewesen, von dort an ein offenes, weitausgeschnittenes Brusttuch getragen, damit männiglich das Wunderwerk der Hände seiner Tochter nach Bequemlichkeit bewundern möge? Und ist nicht über Neujahr ein Paar Pantöffelchen gekommen, deren keine Kaiserin sich hätte schämen dürfen? Und ist er nicht denselben Abend noch, trotz der grimmigen Kälte, in selbigen Pantöffelchen in die Krone gewandelt, hat sie sämmtlichen Gästen gezeigt und auf Ehre betheuert, man sitze ganz anders und wohler, wenn man die Füße in so niedlichen Dingen stecken habe, à la bonheure? Später kam gar noch ein Geldbeutel, wie er sich nie einen möglich gedacht, der ihn aber doch fast in Verlegenheit brachte. Er mußte doch dieses neue Präsent der Kronenwirthin zeigen und fürchtete doch dabei, diese möchte ihm die Bemerkung machen, es wäre besser, das Tilggle hätte ihm Geld geschickt, als einen Beutel. Er war nämlich bei der Wirthin noch etliche Schoppen rückständig und am Soolbaum angekreidet. Er zeigte aber den Beutel leer, indem er sich verschwor, nur Gold sei würdig, in einem solchen Beutel zu ruhen, und solches besitze er zur Stunde nicht, à la bonheure.

Das Tilggle als Haushälterin ihres Vaters.

Trotz der Kunstgeschenke, welche der Bote von Zeit zu Zeit von der Tochter brachte, meinte der Vater doch nach Umfluß von zwei Jahren, dem Lehrgelde nach, das es gekostet, könnte das Kind allgemach gebildet genug sein, und ließ dasselbe heimkommen, zumal die alte Haushälterin bedenklich darniederlag. Es war ein festlicher Tag, als das Tilggle zurückkehrte; der Vater hatte zu ihrem freudigen Empfange Vorkehrungen getroffen, wie jener Vater in der Parabel, als sein verlornener Sohn wieder gefunden worden. Alles war neugierig, die gereifte Jungfrau von Angesicht zu Angesicht zu sehen und aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen, wie es in der Fremde gegangen. In den ersten Tagen hätte sie einen vierfachen Magen haben sollen, um allen Einladungen zum Kaffeé gebührend entsprechen zu können. Groß war sie geworden bei dem fremden Brode, das mußte man gesehen, und schön und blühend, und die ungewohnte Tracht stand ihr wundernett, und sie redete hochdeutsch und zerrte ein wenig beim R, sonst plapperte sie so fleißig, als früher. Doch war ihr nicht ver-

gönnt, längere Zeit dem müßigen Bisttenleben zu huldigen; sie mußte an dem Krankenlager ihrer Pflegemutter verweilen. Die Krankheit wurde immer bedenklicher; die Nätherin ließ es an Pflege und Sorgfalt nicht fehlen; der Balbierer arbeitete aus allen Kräften dem Hydrothorax entgegen und verschwor sich bei tausend Eiden, sobald sie wieder aufstehen könne, werde er sie zum Altare führen; der berühmte Doktor R. von Donaueschingen wurde noch hergerufen: Alles war umsonst, in wenigen Wochen lag die Haushälterin unter dem Boden, und der Bonnör war zum Erben der gesammten Hinterlassenschaft eingesetzt, die leider nicht groß war und hauptsächlich in dem Lohne bestand, den sie noch zu gut hatte. Die Tochter trat die Erbschaft der Haushaltung an, die ebenfalls nicht schwer zu besorgen war. Diese Veränderung im Hause war dem Tilggle willkommen, weil es dadurch mehr Herrin seiner Zeit wurde. Sie hatte nämlich die Schneiderei nicht erlernt zum Vergnügen und Zeitvertreib, sondern um durch diese Kunstfertigkeit ihr ehrlich Brod zu verdienen, indem der Verdienst des Vaters täglich kleiner, seine Ausgaben aber größer wurden. Zu diesem Zwecke hätte sie auf die Stör gehen, das heißt im Hause der Kunden selbst arbeiten müssen, was sie zwar nicht für erniedrigend gehalten, aber doch nicht gern gethan hätte. In solchen Kundenhäusern kann die Nätherin zwar viele Neuigkeiten erfahren und ihre Zunge weiblich spazieren laufen lassen, auch nebenher schöne Kenntnisse in den Geheimnissen der Familie erwerben, allein die Leute erwarten doch auch, daß die Arbeiterin für Kost und Lohn den ganzen Tag über, wenn auch nicht anstrengend, doch anhaltend sich beschäftige. Das war aber nicht Tilggle's Liebhaberei: Arbeiten sei schon recht, meinte es, aber man sollte doch jeden Tag einige freie Stunden haben, um sich im Guitarrspielen zu üben und in schönen Geschichtenbüchern zu lesen, sonst müßte es ja verbauern und versauern und das schöne Lehrgeld wäre umsonst hinweggeworfen. Sie hatte angefangen, den Claren zu lesen, der damals in die Mode kam, und vermochte natürlich, wie jede Nätherin, nicht aufzuhören, bis sie die vielen, vielen Bändchen durchgemacht hatte. Darum ließ sie die Bücher durch den Boten bringen, zahlte das Lehngeld monatsweise, und lebte geraume Zeit in dem Traume, sie sei das Tornisterlieschen Nr. II. Da sie nun dem Vater die Haushaltung führte, so konnte sie sich schicklich wegen der Stör entschuldigen. „In einem Doctorhause, sagte sie, muß



immer Jemand angetroffen werden, damit man den Arzt schnell auffuchen kann, wenn ein Nothfall eintritt.“ Wer daher Kleider von ihrer Meisterhand wollte, mußte ihr den Zeug in's Haus bringen, was auch von Allen geschah, welche die größern Kosten nicht scheuten. So weit standen die schönsten Ausichten offen und eine heitere Zukunft lachte den beiden Leuten im Doctorhause entgegen. Allein im Laufe der Zeit wurden dem Tilggle die Arbeitsstunden immer widerwärtiger und unerträglicher, die Erholungs- und Unterhaltungstunden immer unentbehrlicher und darum häufiger, und die Leute, welche ihr Arbeit anvertraut hatten, mußten oft so ungebührlich lange warten, daß sie lieber zu einer andern kunstfertigen Nätherin ihre Zuflucht nahmen. Natürlich: eine Frau will doch nicht so lange auf das Kleid warten, bis der Zeug alt geworden, und Andere in demselben Stoff herbstolzierem. Dazu besaß das Tilggle noch die Unart der Dina, der Tochter Lias, sie wollte Alles sehen, nicht bloß den Schmeck

und die Zier der Frauen und Jungfrauen, sondern auch alle Tagesbegebnisse des Städtleins und vor Allem die Söhne des Landes, die eine Frau brauchten. Sie war mit einem Köpfchen so voll Einbildungen an den väterlichen Herd zurückgekehrt, daß sie nicht im Mindesten zweifelte, es werde ein wahres „Geriß“ um sie entstehen, und wenn sich Einige um ihres willen todtgeschossen, so hätte sie das sehr begreiflich gefunden. Dabei war sie jedoch fest entschlossen, Hand und Herz jenem Studenten aufzubehalten, der ihr so schöne Briefe geschrieben und so heilig und feierlich versprochen, auf Professor zu studieren, in welchem Falle er sich in einigen Jahren im Staube befinde, sie als sein angebetetes Weib heimzuführen. Nun gefiel zwar das Tilggle allgemein; aber die Freier wollten sich nicht einstellen. Der Student schrieb noch einige Zeit lang feurige Briefe, besuchte das Städtchen auch einmal in der Vakanz, später aber war von ihm weder etwas zu sehen, noch zu hören, so viel Papier auch das Tilggle auf die Post schickte. Da nun die Hochzeit ihr nicht nachziehen wollten (anfänglich meinte sie, dieselben getrauten sich nicht anzuklopfen), so hielt sie es für angemessen, in eigener Person dieselben aufzusuchen und ihnen Muth zu machen.

Die Männerjagd.

Zuerst angelte sie nach dem praktischen Arzte, einem schönen schwarzbärtigen Mann, der vor Kurzem aufgezo-gen; sie hoffte, er werde nicht aus dem Handwerke heirathen; aber er biß nicht an, vielmehr erlebte das Tilggle die Kränkung, daß er die unschöne Tochter der Kronenwirthin ihr vorzog. Dann richtete sie ihr Augenmerk auf den Notar, der ein großer Freund von Guitarrspiel und Gesang war, und der Notar machte ihr auch richtig den Hof; als es aber Ernst gelten sollte, zeigte sich Mangel an Geld und Kredit zur erforderlichen Caution, und der Notar wurde verfehlt. Nachher suchte sie den Zehntkommiffär zu fesseln, und die Beiden galten eine Zeit lang allgemein für Mann und Frau, und allsonntäglich waren Aller Ohren gespitzt, ob das Paar nicht von der Kanzel geworfen werde; allein der Kommiffär hatte über dem Tilggle seine Geschäfte so vernachlässigt, daß er in Ungnade seines Dienstes enthoben und brodlos wurde. Mittlerweile starb der Balbierer, wie Einige meinten, à la honheure, und zwar am Hydrothorax, dessen ingrimmiger Feind er sein Leben lang gewesen. Weil es sich nach seinem Tode herausstellte, daß sein Handwerk keinen goldenen Boden hatte, und weil sich auch kein

lediger Chirurg finden wollte, der das Haus zu kaufen und die Tochter in den Kauf zu nehmen gewillt gewesen wäre, so wurde Haus, Mobiliar und der dürre Knochenmann sammt dem alten Kasten verkauft mit der Bedingung, daß dem Tilggle Aufenthalt gewährt werde im Hause und der Küche bis zu seiner Verheirathung oder seinem Tode. Einige hundert Gulden blieben der Nätherin noch. Die Bedingung: „bis zu seiner Verehelichung oder seinem Tode“ hatte das Tilggle erschrecklich geärgert, weil darin die Möglichkeit oder gar die Vermuthung ausgesprochen lag, es dürfte auch ledig sterben. Das Sterben im ledigen Stande hatte es sich nie möglich, geschweige wahrscheinlich gedacht. Da es mit dem Herrenstande nicht recht hatte gehen wollen, das Mädchen auch im Laufe der Jahre älter und fast überreif geworden, so stieg es mit seinen Ansprüchen herunter zu den Bürgers- und Handwerksleuten, zeigte gelegentlich, daß es neben seinen Kunstfertigkeiten auch die gewöhnlichen Arbeiten verstehe und vor dem gemeinsten Geschäfte nicht zurückschrecke; besuchte fleißig die Hochzeiten und die Bälle, die allgemach bis in das Städtlein heruntergedrungen, und ließ sich, wo sich nur eine Gelegenheit darbott, auf der Guitarre und im Gesange hören. Bisweilen ging es ziemlich schlampig einher, um den knauerigen Ehebedürftigen zu zeigen, daß es nach Putz und Aufwand nichts frage; bisweilen erschien sie aufgedonnert wie eine Doct, mit rothangestrichenen Backen, um zu verstehen zu geben, wie sie immer noch eine appetitliche Frau und eine Zierde für jegliches Haus vorstelle. Aber Jahre um Jahre entrannen; sie knüpfte manche Bekanntschaft an, empfing viele Besuche in ihrem Zimmer, wurde oft zum Tanze aufgefordert, ihre Augen wurden immer schwächer, ihre Mienen immer verlangender, sie kam vielfach in's Geschrei und der junge Nachwuchs, den sie noch in der Wiege gesehen, ließ es an Spöttereien nicht mangeln. Einige Male brachte sie es sehr weit, bis zum Heirathsvertrag, einmal sogar bis zum Brauteramen, aber bis zum Altar brachte sie es nicht. Endlich, nachdem sie die Jagd bereits aufgegeben, kam ihr noch ein Wild schußrecht, und sie verfehlte nicht, auf dasselbe anzuschlagen und es zu erlegen. Es war der Jockel von der Holzhalbe.

Der Fang.

Wenig im Städtchen sich aufhaltend, hatte dieser das Tilggle selten gesehen (denn die Kirche, wohin der

Jockel ging, war kein Lieblingsort der Nätherin) und noch weniger von ihm gehört. Da wurde in einem benachbarten Thale an Marta Himmelfahrt ein großes Freilegen gehalten, und wie sich von selbst versteht, eine Tanzbelustigung damit verbunden. Der Jockel war ein Hauptklegler und verstand Holz zu machen, nicht bloß im Walde, sondern auch auf der Regelbahn; darum fehlte er bei diesem Feste nicht. Das Tilggle hatte sich eingefunden, nicht des Schaafhammels, sondern des Tanzes und der Regelbuben wegen. Wie nun der Jockel gegen Abend ziemlich ermüdet dastet und spintisirt, ob er mit dreizehn Regel nothwendig den Hammel gewinne, oder ob es menschenmöglich, daß Einer vierzehn werfe, und ob er, falls sich Einer unterstünde, den Bierzehner halber lahm schlagen sollte, da tritt ein schmuckes Mädchen auf ihn zu mit rothen Backen, blizenden Augen und einem zierlichen Haargekräusel über der Stirne und bringt's ihm zu, und der Jockel in der Ueberraschung erkennt kaum, daß es Bonnrös Tilggle ist. Dieses aber thut nicht blöde, holt sich seinen Schoppen und setzt sich vertraulich neben den Jockel, als wären sie alte Bekannte. Dem Jockel wird's ganz kurios zu Ruthe, so nah ist er noch nie bei einem Weibsbild geessen, außer bei seiner Mutter. Da fängt die alte Jungfer ganz schwärmerisch an, von der Holzhalde zu erzählen, wie schön es dort zu leben, entfernt von dem wüsten Lärmen und Treiben der Städte, entfernt von den wüsten Menschen, welche alle Tritte und Schritte ihrer Nebenmenschen belauern, jedes unschuldige Wort mißdeuten, jeden lieben Besuch, dort, auf der Holzhalde, finde man noch die reine, unverfälschte Natur mit ihrem holden Frieden und ihrer unentweiheten Größe; das Leben daselbst müsse ein selbiges Leben sein. Der Jockel hört mit offenem Munde zu und stellt sich, als wüßte er nicht, wo diese schöne Holzhalde liegen möge; denn auf der seinigen hatte er noch nichts von solchen Dingen angetroffen. Das Tilggle aber fährt fort: „Ich habe gehört, daß ihr Hochzeitzeit seid und bald eine schöne Braut heimführen werdet. Ich beneide dieselbe um ihr Glück und hätte ich früher von der Sache gewußt, ich wäre wahrhaftig im Stande gewesen, so wenig sich das für ein Mädchen schickt, selber um euch für mich anzuhalten, so lieb habe ich euch und die Holzhalde.“ So von Herzen hatte noch Niemand mit dem Jockel gesprochen; verwundert schaut er seiner Nachbarin in's Gesicht, ob dieses Spaß oder Ernst bedeute. Da begegnen ihm Tilggle's feucht-

glänzende Augen und scheinen hineindringen zu wollen in seine Seele und hinabzuschauen auf den Grund seines Herzens, so daß es dem Jockel ganz schwindlich wurde im Kopfe und er in großer Verlegenheit antwortete: „Auf den Winter sollte ich freilich ein Weib nehmen, sagt die Mutter; aber wir haben noch keine ausgefunden, welche auf die Holzhalde paßt und mir anständig wäre. Die rechtschaffenen Mädchen sind rar, sagt die Mutter, vor Altem sei es besser gewesen.“ „Das ist ja prächtig, erwiderte das Tilggle, daß du noch nicht verhandelt bist; da können wir sogleich Eines miteinander tanzen, ohne daß es Verdruß absetzt.“ Damit erhob sich das muthwillige Ding und nahm den Jockel beim Arm, um ihn auf den Tanzplatz zu schleppen. Dieser protestierte zwar, er habe noch nie getanzt, wisse die Sache nicht anzugreifen und werde umfallen, wie ein Klotz; aber die Heirathslustige lachte, es mache sich von selber und sie wolle ihn schon lehren. In der That ging es besser, als er gedacht, und er fand, das Herumspringen sei doch kein so gar einfältiges Vergnügen, wie er bisher gemeinet. Zum zweiten Tanze brauchte er nicht mehr gezerrt zu werden. In den Pausen ließ er sich ebenfalls nicht lumpig finden und eine Halbe um die andere aufstellen. Dies machte ihn so muthig, dem Tilggle seine Begleitung nach Hause anzutragen, was dieses mit Dank annahm. Wie er in selbiger Nacht auf die Holzhalde und in's Bett gekommen, weißt der Jockel bis auf die heutige Stunde noch nicht. Am Morgen erwachte er mit wüstem Kopfe und schlechtem Magen und war ihm, als ob er die Erlebnisse des gestrigen Abends nur geträumt habe. Der Mutter sagte er kein Wort davon. Seiner Gewohnheit gemäß begab er sich in den Wald, aber es wollte ihm nicht recht aus der Hand gehen, immer und immer mußte er an die Tänzerin denken und an das, was sie gesagt hatte. So freundlich war noch Niemand mit ihm umgegangen, so viel Liebes hatte noch Niemand zu ihm geredet, solch ein gutes Herz hatte er noch nicht getroffen. Immer und immer stellte sich vor seine Augen die schlanke, anmuthige Gestalt mit den leuchtenden Augen und dem schwarzen Haargekräusel über der Stirne. Immer einleuchtender wurde ihm der Gedanke, immer fester der Vorsatz, diese und keine Andere als sein Weib auf die Holzhalde zu nehmen; immer aber kam auch wieder die Furcht, sie möchte reuig werden und ihr Versprechen zurücknehmen. Der Jockel war schon eine gute Weile über das Jahr hinaus, in welchem die alten Deutschen

zur Ehe schritten, und noch nie hatte eine Tochter einen besondern Eindruck auf ihn gemacht, nie war er verliebt gewesen. Fällt nun die erste Liebe in ein so altes Herz hinein, so gedeiht sie, wie der Haber im Neubruch. Am nächsten Sonntag rafferte sich der Jockel zum erstenmal in seinem Leben nicht mit eigener Hand, sondern ließ das verdrießliche Geschäft durch einen Andern verrichten. In aller Frühe trat er in des Balbierers Haus und zwar von Bornen, um sich säubern zu lassen; der Bart muß aber gestanden haben, fest wie ein Eichwald, denn erst am Abend, da es dunkelte, schlich er wieder zum Hinterhause hinaus. So hatte das Tilggle es angeordnet beim Heimführen vom Lanze. Den langen lieben Tag waren sie beisammen gesessen, die Zukünftige hatte ihm seine Lieblingspeise zubereitet und einen Kaffee gekocht, Mancherlei wurde verabredet und festgestellt; so schwanden die Stunden dahin, man wußte nicht wie. Den Himmel im Herzen und das Tilggle im Kopfe stolperte der Jockel auf die Holzhalde, wo seine Mutter ihm seine süßen Träume und schönen Hoffnungen zu vertreiben suchte. Heute war ihr nämlich im Städtchen hinterbracht worden, ihr Sohn habe an Maria Himmelfahrt mit dem Tilggle gezecht und getanzt, habe sie Abends nach Hause begleitet und lange, lange unter der Hausthüre mit ihr gesprochen; heute, am heiligen Sonntage, sei er, man wolle drauf wetten, bei ihr auf ihrem Stübchen, denn man habe ihn wohl in das Haus hinein, aber nicht wieder herausgehen gesehen, und im Sortesdienst habe er sich auch nicht erblicken lassen. Auch trage das Tilggle den Kopf recht hoffärtig und habe in den letzten Tagen an verschiedenen Orten geäußert, sie sei die längste Zeit ledig gewesen und thue den Leuten den Gefallen nicht, sitzen zu bleiben. Daß der Jockel ernstlich im Sinne habe, die Nätherin zu heirathen, glaubte die Rothburg nicht; auch war sie der Meinung, die Balbiererstochter würde gar nicht auf die Halde gehen, wenn er sie auch möchte; aber es war ihr schon widerwärtig und ärgerlich genug, daß ihr Kind, von dem man bisher nie Etwas der Art gehört, mit einer so verrufenen Person sich abgeben sollte, eine solche Bekanntschaft konnte ihm ja hinderlich sein beim Weiben. Darum hatte sie sich vorgenommen, ihm bei seiner Heimkunft tüchtig den Kopf zu waschen. Wie machte sie Augen und traute ihren Ohren nicht, als der Holzmacher auf den aus tieffter Seele kommenden Vorschalt, wie er eine so schlechte Person besuchen und die Mutter dadurch so betrüben möge, sehr gelassen

antwortete, es werde ihm doch wohl erlaubt sein, das Mädchen am hellen Tage heimzusuchen, das in wenig Wochen der Pfarrer mit ihm verkünden werde. Mutter Rothburg bot alle Ueberredungskünste auf, um den Sohn von diesem Vorhaben abzubringen, sie machte darauf aufmerksam, wie ein so hoffärtiges Stadtmensch gar nicht auf die Holzhalde passe, wie eine solche Docke nicht so viel Armschmalz besitze, um die Baumsäge und die Keuthaue zu handhaben, von den Geschäften, die ihr da oben warten, gar nichts verstehe; sie erzählte alles Schlimme, was sie seit Jahren über das Tilggle von den Leuten vernommen, übertrieb und machte in mütterlicher Angst noch Allerhand dazu; allein der Jockel blieb ungerührt und unbekehrt, ja ein spöttisch Lächeln zog über sein Gesicht. Das Tilggle hatte ihm ja zum Voraus gesagt, die Mutter werde dieses vorbringen, wie der unschuldigste Besuch mißdeutet, wie die ehrenwertheste Bekanntschaft verdächtig werde. Darum erwiederte er der Mutter auch nichts weiter, als daß sie falsch berichtet, daß die bravsten Menschen am meisten in den wüsten Mäulern herumgetragen und die Balbiererstochter mit Nächstem auf der Halde einen Besuch abstatten und mit ihr reden würde, bei welcher Gelegenheit sie sich selber überzeugen könne, ob das Mädchen wirklich so sei, wie böse Menschen es verschriean; er wenigstens habe von demselben nichts als Gutes und Liebes wahrgenommen und bleibe eher ledig, als daß er eine Andere heirathe. Die Mutter versuchte noch, die Kindesliebe in's Spiel zu ziehen, indem sie dem Sohne vorstellte, wie die hochmüthige Schwiegerstochter seine Mutter verachten und schnippisch behandeln, wie sie derselben nichts werde recht machen können und wie schwer ihr solche Behandlung in ihrem Alter fallen müßte; allein der Jockel hatte einmal seinen Kopf aufgesetzt und war von seinem Entschlusse nicht abzubringen. Wirklich kam das Tilggle einige Tage später auf die Halde, während die Rothburg gerade am Roggenschneiden war. Augenblicklich ergriff es eine Sichel, half der künftigen Schwiegermutter trotz ihres Wehrens bei der Arbeit, wußte dabei der alten Frau so freundliche Worte zu geben und die schwache Seite abzugewinnen und die Halde mit Allem, was darauf war, so aufrichtig zu loben, daß es der Rothburg selber vorkam, man habe dem Mädchen Unrecht gethan und seine etwaigen Fehler und Jugendstreiche jedenfalls über die Maßen übertrieben. So wurde also mit der Mutter Einwilligung und Gutheißung die Balbiererstochter zur Verwunderung der Leute Herrin

auf der Holzhalbe und hielt am Kirchweihmontag um Mitternacht ihren Einzug.

Aprilwetter und Weiber sind veränderlich.

Einige Wochen ging's auf der Halbe prächtig, und die Rothburg konnte sich nicht genug wundern und die Hände zusammenschlagen, wie schandbar die Leute mit dem Rufe eines armen Mädchens umgehen und wie sehr der Schein täusche. Die junge Frau (eigentlich war sie älter, als der Mann) war ja die Willigkeit und Arbeitsamkeit selbst. Man kannte sich gar nicht mehr im Häuschen, so hatte sie gewaschen und geschauert, bis Alles blank war. Die Mutter meinte freilich, man könne des Guten auch zu viel thun und auf der Halbe nehme man es nicht so genau, als in der Stadt, doch that ihr die ungewohnte Sauberkeit wohl und sie fühlte sich in der viel heller gewordenen Stube recht behaglich. Es ging ihr wie den Männern, welche auch nicht leiden wollen, daß die Frau oder Magd den Boden ihres Wohnzimmers aufreibe, und welche doch froh sind, wenn es geschehen und wieder trocken geworden ist. Und wie erstaunte die alte Holzmacherin, als der Plunder der jungen Frau gebracht und aufgestellt wurde. Sie war in ihrem Leben einmal im Schlosse zu Donaueschingen gewesen, aber so aufgedommerte Betten hatte sie dort nicht getroffen, darauf hätte sie geschworen. Der Spiegel, den sie mitbrachte, war so groß, daß er in der niedern Stube fast gar nicht angebracht werden konnte. Bisher hatte man auf der Holzhalbe auf hölzernen Tellern gegessen und mit blechernen Löffeln, die vom langen Gebrauche schwarz geworden. Das Tilgke litt sie nicht auf dem Tische. Es hatte ganz dicke Löffel mitgebracht, accurat wie von Silber. Die Rothburg getraute sich kaum, dieselben abzuwischen aus Furcht, es möchte Etwas von dem kostbaren Metall zu Grunde gehen. Und auf dem Schafte in der Küche standen in wohlgeordneten Reihen glasierte Schüsseln und Platten vom Hafner und weiße Teller von Porzellan, auf welchen schöne Blumen und allerhand Schnörkel in bunten Farben gemalt, ja sogar auf einigen ganze Sprüche geschrieben waren, die man ordentlich lesen konnte, wenn man diese Kunst verstand, was allerdings bei der Rothburg nicht der Fall war. So war um den Rand der größten Platte der Spruch verzeichnet: „Zum Speck gehören Ruben und zu den Mädchen Buben.“ Auf einem kleinen Teller fand sich in einem Blumenkranz das Verslein: „Die Amelie hat weiße Knie.“ Ich habe diese beiden

Sprüchlein hergesezt, um die Aufmerksamkeit derer, welche über die Sittlichkeit des Volkes zu wachen haben, auch auf das Hafnergeschirz zu lenken. Denn offenbar könnten diese Sprüche anständiger und geistreicher sein, und gehören doch noch nicht zu den ärgsten. — „Das Tilgke ist ein Leckermaul und eine Schleckerin,“ hatten die Leute gesagt. Nun war aber dasselbe auf der Halbe so wenig genäsig und heikel, daß es nicht einmal Kaffee trank, was es doch zu Hause gewöhnt war. Es aß Morgens das dicke, fette Habermuß, als ob es nie ein anderes Morgeneessen gekannt hätte; es verzehrte Mittags seine Knöpfe und Abends Kartoffeln und blaue Milch als ob es sein Lebtage auf der Halbe gewesen. „Das Tilgke ist eine Faulenzlerin und müde, ehe es noch angefangen hat zu arbeiten,“ ließ sich die böse Welt hören. Die junge Frau machte die Lästerer zu Schanden. Stand sie nicht fleißig am Waschzuber? War ihr das Ausmisten zu gemein? Besorgte und molk sie nicht mit eigenen Händen die Kühe? Klage nicht die Rothburg, sie habe gar nichts mehr zu thun? Da der Jockel gerade nicht weit vom Hause im Walde beschäftigt war, brachte sie ihm das Essen auf den Holzplaf. Hatten sie nun gemeinschaftlich ihr einfaches Mahl eingenommen, so half die Frau dem Manne beim Holzsägen, wobei sie freilich eine lächerliche Ungeschicktheit zeigte. Uebrigens ist das Baumsägen eines von den Geschäften, bei welchen es auch Eheleuten erlaubt ist, daß der eine Theil dahin, der andere dorthin zieht. Die Rothburg hatte an der Sohnesfrau nur zweierlei auszuführen: erstens daß sie Morgens so lange liegen blieb, und zweitens daß sie nicht betete, ja es ungern zu sehen schien, wenn die Schwiegermutter lange betete; das erste jedoch fand sie bei einer jungen Frau verzeihlich, und zum Beten, dachte sie, werden Kreuz und Leiden sie schon noch bewegen. So war ein heimisches Leben auf der Holzhalbe, aber leider nur einige Wochen. — Mit dem Aufstehen Morgens ging's allgemach immer langsamer, oft kam die junge Frau erst um neun Uhr zum Vorschein, und was hatte sie dann für ein Aussehen? Die Augen bülter und stehend, die Stimme finster, die Wangen well und faltig, der Gang schleppend, die ganze Haltung nachlässig, sie schien so abgelebt, verblüht und verwelkt, wie ein abgestandener Fisch. Dem Aussehen entsprach vollkommen Anzug und Aufpuß. Verschwunden war das schöne Gefräusel über der Stirne, verworren wie ein Heubündel hingen die spärlichen Haare um den Kopf und ließen die

schmutzig gelbe Kopfhaut durchblicken, den dünnen Hals und Nacken entblößt, das Kleid faul überworfen, nirgends anliegend, nirgend recht passend, als ob's für einen andern Menschen gemacht worden, Alles schlapp und schlotterig an der ganzen Figur bis auf die Füße herunter, die nackt in krummgetretenen Pantoffeln standen. Vom Waschen war keine Rede mehr und der Nothburg wollte es bedünken, sie selber hätte in ihrem Leben nicht so häßlich ausgesehen und auch nie so schmutzig, obwohl sie in den gewöhnlichen Tagen bloß mit der trockenen Schürze einigemal über das Gesicht fuhr und nur an Sonn- und Feiertagen Wasser dazu nahm. Freilich tritt der Fall oft genug ein, daß ein hübsches Mädchen eine unsaubere Frau wird und daß eine Frau sich Abends im Theater oder Ballsaal glatt und schön ausnimmt und am nächsten Morgen wüß und schäbig aufsteht; allein das Tilgke machte offenbar von diesem Vorrechte der Frauen zu starken Gebrauch, es wurde wirklich zu schlampig und schmutzig. Die Nachbarin, das Bärbele hatte in ihrem Leben nie Anspruch auf Schönheit gemacht, allein im Vergleich mit der ehemaligen Rätherin erschien sie wie ein Engel an Liebenswürdigkeit. — Aber warum wurde denn die junge Frau so gleichgültig und nachlässig? Wenn man sie hörte, trug die Schuld davon ihre Kränklichkeit. Junge Weiber sollen zwar ein Recht dazu haben, mehr zu kränkeln als andere Leute, und steht wirklich Manchen die Kränklichkeit nicht übel, aber das Tilgke übertriebs's auch in diesem Stücke und es stand ihm sehr schlecht. Wenn es den Kopf nur mit zwei Tüchern verbunden hatte, so waren das gute Tage, an schlimmen war es von allen Seiten umwickelt und man sah nichts als die Nasenspitze. Das Uebel hatte seinen Sitz nicht bloß im Kopfe aufgeschlagen, sondern lag auch im Magen und in allen Gliedern. Natürlich vermochte sie jetzt das Habermuß nicht mehr zu ertragen, auch Suppen erregten ihr Uebelkeiten, darum wurde für ihre Person das Kaffeetrinken eingeführt, zuerst nur an Sonn- und Feiertagen, bald aber an allen Tagen. Knöpfle und Sauerkraut machten ihm ebenfalls Beschwerden, dagegen fühlte sie sich nach dem Genuße geschnittener Nudeln und Fleisches wunderbar gestärkt. Es war also nicht mehr als billig, daß diese Dinge für sie auf den Tisch kamen. Blaue oder gestandene Milch lag ihr schwer auf dem Magen und verursachte Säure, deshalb nahm sie ihre Zuflucht zum Rahm, und da dieser zu wenig Kraft verlieh, zum Weine.

Aber obwohl sie die nahrhaftesten und kräftigsten Speisen genoß, und zwar in nicht geringen Portionen und kleinen Zwischenräumen, so wollte doch nichts recht anschlagen. Das arme Geschöpf war nicht im Stande, die Geschäfte im Stalle zu besorgen oder gar beim Holzmachen zu helfen. Bis sie ihre Säckelchen gekocht und ein wenig gelesen, war der kurze Tag herum und sie schachmatt. Und wie launenreich wurde die junge Frau, wie empfindlich, wunderbar und unleidig. Man konnte ihr nichts mehr recht machen; man mochte still oder hart auftreten, laut oder leise die Thüre öffnen und schließen, reden oder stillschweigen, Alles that ihr wehe. Seit ururdenklichen Zeiten wurde auf der Halbe ein Kreuzschnabel gehalten, ein ächter Waldervogel, und der Jockel hatte einen gar schönen mit rother Brust gefangen, die Jockelin gab ihm die Freiheit. „Sein Gefrächze, sagte sie, zerreißt mir die Ohren.“ Sogar die Lurzeltauben unter dem Ofen mußten verkauft werden, ihr „Kukruu“ bewirkte der Frau Nervenleiden. Die Nothburg hatte jetzt nicht mehr zu klagen, sie habe nichts mehr zu thun, sie hatte mehr zu thun, als einer alten Frau zusteht, und was sie that, war nicht recht. Indeß hoffte sie, die Sache werde nur vorübergehend sein. Als daher der Jockel, dem die Veränderung seines Weibes ebenfalls und zwar nicht angenehm auffiel, seine Mutter fragte, was es denn zwischen ihnen gegeben und ob die apparte Kocherei und Selbresserei immer fort dauern werde, antwortete sie getrost: „Wir haben gar nichts mit einander gehabt und ich bin immer gut mit ihr gewesen; allein in gewissen Umständen werden die Weiber oft so kurios, des Bärbeles Mutter selig hat sogar Kalk von der Mauer gegessen; es geht jedoch bald vorüber.“ Der Jockel glaubte das gerne und wunderte sich nur, wie eine Frau so seltsame Einfälle kriegen könne. Bei dem Tilgke jedoch war dieses seltsame Wesen keine vorübergehende Sache; allerdings waren die gewissen Umstände vorhanden, die Frau aber wurde von Tag zu Tag schlampiger, kostspieliger, träger, kränker und unerträglicher. Die Mutter seufzte oft und hatte verweinte Augen. Endlich glaubte sich der Mann verpflichtet, ein ernstes Wort zu reden.

Ehezweist.

Nach einer Baurenregel, die nicht ohne Grund ist, kommen alle Gewitter eines Jahres von der Himmelsgegend her, woher das erste gekommen, und nach einer Ehestandsregel zieht der Gegenstand

und Grund des ersten ehelichen Zwistes durch alle folgenden hindurch. In der Regel scheut sich jeder Ehetheil, die Sache zuerst zur Sprache zu bringen und lebt in der Hoffnung und doch zugleich in der Angst, der andere werde davon anfangen. Der Jockel hatte vorher oft an den Armen und Beinen gekrazt und in der Kirche gar nicht beten und beim Tische gar nicht essen können, bis er endlich nach dem Essen an Lichtmess die Sache vorbrachte. Er hatte schrecklich studirt, wie er es vorbringen sollte; denn er fürchtete durch Ungeschicktheit ein Unglück anzurichten. „Tilgle, hob er an, so kann die Sache

nicht fortgehen; auf der Holzhalde ist man nicht gewohnt, jeden Tag Kaffee und Wein zu trinken und Fleisch zu essen. Und weißt du, warum dieser Brauch auf der Holzhalde nicht eingeführt worden? Aus dem einfachen Grunde, weil's es nicht leiden mag. Ein Holzmacherhaus ist kein Doktorhaus und der Verdienst knapp; man muß sich eben nach der Decke strecken. Die Mutter hat in der Kindbett nie Kaffee bekommen und Wein nur, soviel der Götte und die Götter gebracht hat.“ Da fuhr aber die Frau auf: „Kann ich denn Etwas dafür, daß ich krank bin? Bin ich



Schuld an meinem blöden Magen? Bin ich im Stande, meine zarte Natur zu verändern? Habe ich mich nicht vielmehr dadurch, daß ich mich an eine neue Kost gewöhnen wollte, verdorben und vielleicht auf's ganze Leben zu Grunde gerichtet? Jetzt soll ich noch Vorwürfe haben und die Schuld tragen, da ich die Schmerzen erdulden und leiden

muß?“ Dabei begann sie recht herzlich zu weinen. Der Jockel fühlte Mitleiden mit dem armen Weibe und beschwichtigte: „Ich mißgönne dir ja nicht und verbiete dir nicht die besondern Speisen, welche dir gut thun; nur solltest du dich ein wenig einschränken. Viel essen macht die Kranken nicht gesund und Wein trinken verbieten die Dokter

den meisten.“ Das Tügle hatte die alte Antwort: „Kann ich denn Etwas für meinen absonderlichen Magen? Kann ich Etwas für meinen krankhaften Appetit oder unnatürlichen Durst?“ Der Holzmacher meinte: „Für deinen Magen und seinen Hunger und Durst kannst du freilich nichts, aber dein Magen muß nicht Alles haben, was er wünscht, und man kann der Natur auch eine abschlägige Antwort geben, wenn sie etwas Ungehörliches verlangt.“ Er hätte ringer davon geschwiegen, denn alsobald versetzte die Frau: „Und wer sagt dir denn, daß ich meinem Magen noch nichts abgeschlagen, daß ich meine Natur noch nie bezwungen habe? Glaubst du nicht, daß schon viele Wünsche und Gelüste heftig mich befallen haben, die ich unterdrückte, weil ihre Befriedigung zu große Kosten verursachte? O, wenn ich Alles haben könnte, was bei meinem Zustande gut thäte, ich wäre schon lange gesund! Wenn du meine inwendigen Kämpfe und Krämpfe sehen könntest und wie ich mir Gewalt anthue, so würdest du Mitleiden und Erbarmen mit mir haben, statt mir ungerechte Vorwürfe zu machen.“ Dabei schluchzte das Geschöpf, als ob ihm das Herz brechen wollte, und schaute so erbärmlich drein, als würde es in der nächsten Stunde sterben. Der Jockel merkte wohl, daß er auf diese Art nichts ausrichten und am Ende der Frau noch mehr anbieten und versprechen müsse, als ihr bisher zu Theil geworden; darum lenkte er das Gespräch auf ein anderes Feld über. Wenn es sich, was er gerne glaube, auch nicht thun lasse, daß sie mit ihrer gewöhnlichen Kost sich begnüge, so werde es doch nicht in der Unmöglichkeit liegen, die Mutter ein wenig schonender zu behandeln. Die ganze Last der Haushaltung liege auf ihr und wenn sie auch nicht gerade Alles auf's Schönste und Pünktlichste vollführe, so könne man doch ein Auge zudrücken. Die Mutter habe es wahrlich nicht um ihn verdient, daß sie noch in ihren alten Tagen wie ein Kind geschulmeisteret und gescholten werde. Dieser Vorhalt griff das Tügle sichtlich an: „Kann ich denn Etwas dafür, entgegnete es heftig, daß ich so empfindliche Nerven habe? Du und die Mutter habt Nerven wie Bagenstricke, und wißt freilich nicht, was Nervenleiden sind. Bin ich Schuld daran, daß ich es nicht ertragen kann, wenn die alte Frau mit den schweren Holzschuhen so stark klappert und die Thüre so laut zuschlägt, daß es mir ist, als ob man mir den Kopf mit einer Säge zerreiße? Bin ich Schuld, daß es mich anstinkt

und eckelt bis zum Ohnmächtigwerden, wenn sie aus dem Stalle kommt und den Stallschurz noch anhat? Ich soll an Andern Alles übertragen, an mir will man Nichts übersehen; ich soll mit Allen Geduld haben, mit mir hat man keine. Ich habe schon lange gemerkt, daß ich auf der Halde überlästig bin und Niemand mich liebt. Die Mutter hat es nie haben wollen, daß ich heraufkomme, und mich gehaft von Anfang an; du bist meiner überdrüssig geworden und hast dich verhezen lassen. Ihr habt euch gegen mich unglückseliges Geschöpf verschworen, mich zum Tode zu quälen und zu martern. Ich bin das unglücklichste, verlassenste Weib auf Gottes weitem Erdboden; mich mag kein Mensch. Ihr wäret froh, wenn ich heute noch stürbe. Nun ja, ich kann ja sterben!“ Dabei verdrehte das Weib die Augen und worgte im Halse, daß dem Jockel angst und bange wurde. Er wußte nicht schöne und freundliche Worte genug aufzutreiben, dasselbe zu beruhigen. Aehnliche Auftritte waren von da an Sonntags nach dem Essen auf der Halde etwas Gewöhnliches. Immer dieselben Vorwürfe, immer dieselben: „kann ich Etwas dafür“, immer dasselbe Augenverdrehen und Worgen.

Folgen des Zwistes.

Es ist eine schöne Sache um das Familienleben und nirgends ist's Einem wohlter als in der heimathlichen Stube, so lang nämlich das Familienleben ein trauliches und friedliches ist. Haben dagegen einmal Uneinigkeit und Zwietracht in einem Hause ihren Einzug gehalten, so macht sich aus demselben fort, wer nicht dableiben muß. So hielt es auch der Jockel. Weit ging er aber nicht, bloß in das Nachbarhaus zum Haldenphilipp und dem alten Gabriel oder Gaber, wie man ihm sagte. Wie war es in diesem Hause so ganz anders und viel schöner! Da herrschte Ruhe und Gemüthlichkeit, Friede und Einigkeit. Anfangs der Ehe hatte der Philipp nach alter Gewohnheit das Birthehaus besucht und sich einen Storiar angetrunken. Das Bäbele hatte auch, da er ziemlich spät heimkam, über das lange Ausbleiben und die vielen Schoppen kein Wörtchen verlauten lassen, dagegen ihm auch keine Suppe aufbehalten. Montags frühe aber, da es dem Philipp in Mund und Magen nicht just war und er gern noch ein wenig gedulset hätte, weckte ihn das Weib, trieb ihn aus den Federn mit den Worten: „Auf, Faulenzer! wenn du mitwillst in den Wald!“ Das

Habermuß stand schon auf dem Tische und diesmal ungekochtes Sauerkraut darauf. „Das soll gut sein“, sagte sie, „wenn man den Kessel verbrannt hat und du siehst mir heute so aus.“ Rüstig schritt sie mit ihm in den Wald hinaus zur harten Arbeit und schrotete auf die Bäume los, wie ein Feind, daß die Späne nur so umherflogen. Sie hatte das Geschäft schon lange her mit dem Vater betrieben, und arbeitete mit dem kräftigsten Manne um die Bette. Heute mußte sich der Philipp ordentlich schämen, sie that's ihm weit zuvor. Es wollte ihm aber auch gerade heute die Arbeit nicht aus der Hand gehen, die geringste Anstrengung ermüdete ihn und trieb ihm reichlichen Schweiß aus. Sonst wurde nach dem Mittagessen, besonders wenn beide Eheleute zusammenarbeiteten, im Schatten eines Baumes oder in der Hütte am Feuer ein Ruhestündchen gehalten, aber heute drängte das Bärbele sogleich wieder zu dem Geschäft, es war, als sollte an diesem Montage für die ganze Woche gearbeitet werden. Der Philipp brach am Abend fast zusammen, faßte die schönsten Vorsätze und verschwor sich heimlich, in Zukunft an Sonntagen hübsch nüchtern zu bleiben und gehörig auszuschlafen. Wie es zu gehen pflegt, hat er zwar die Vorsätze nicht ganz pünktlich gehalten, doch hat er es auch nie arg getrieben. So oft er aber über die Schnur hieb, so oft machte ihn die Frau in der Arbeit zu Schanden, ohne daß sie ihn sonst mit Vorwürfen überhäufte. Es war aber auch kurzweilig zu Hause. Das Bärbele wußte zwar nicht viel und redete nicht viel; dagegen war der alte Gaber ein unermüdlicher Erzähler. Er erinnerte sich gerne an die 90ger Jahre, wo die Franzosen herübergekommen; wie da die Leute die Ruhe und besten Habseligkeiten auf die Halde geflüchtet, wohin wie durch ein Wunder nie ein Soldat gekommen. Von dem Napoleon wußte er viele Stücklein und bewies ihm vielen Respekt. Auch von den Jahren 13 u. 14 erzählte er gern, wie er trotz seines Alters fast hätte Landwehr werden müssen, und wie sein guter Kamerad, der Kochpeter, als solcher vor Straßburg gelegen; wie die Russen Schnaps gefoffen und eine wüste, ansteckende Krankheit mitgebracht hätten, an welcher im Städtlein ganze Häuser ausgestorben, während auf der Halde kein Hund krank geworden. Ebenso schwebte ihm das Hungerjahr 17 noch lebhaft im Gedächtnisse; wie die Frucht um theures Geld nicht zu erhalten war, wie ganze Schaaren von Bettlern umher-

gegangen; wie die Leute aus Kleien Brod gebacken und noch Sägmehl darunter gemischt, wie sie Brennesseln gekocht und geessen und „Schluckerkraut“, das man anderswo auch „guter Heinrich“ heißt. „Auf der Holzhalde aber“, pflegte er zu schließen, „auf der Holzhalde hat in jenem bösen Jahre Niemand Hunger gelitten.“ Sprach er von seinem Geschäft und dem Aufenthalt im Walde und in der Köhlerhütte, so ging ihm ordentlich das Herz auf. Er frug nach einzelnen Bäumen und ob sie noch ständen; denn er kannte dieselben, ich hätte bald gesagt, mit Namen und erkundigte sich nach ihnen, wie nach Freunden und Verwandten. Auch von Geister- und Gespenstergeschichten war der alte Gaber ein großer Liebhaber und wußte eine Menge dergleichen. Den Landenberger, der mit dem Kopf unter dem Arm um Mitternacht auf einem Schimmel über die Bergrücken reitet, hatte er zwar nie selber zu Gesicht bekommen, als klein sein Großvater hatte ihm erzählt, er habe einen gekannt, der einen guten Freund hatte, welcher Freund einen Better hatte, dessen Schwiegervater den alten Landvogt mit eignen Augen durch den Mooswald reiten gesehen. Bei diesem Gaber verplauderte nun der Jockel die langen Sonntagsnachmittage und Abende und hatte wahrhaft Angst, wenn er nach Hause mußte, weil er voraussah, das Gewinsel und Gejammer fange dann wieder an. Er sagte im Nachbarshause kein Wort über seine Frau und seine häuslichen Berrichtungen und wäre gut, es machten es Alle so, welche böse Männer oder Weiber und den Unfrieden im Hause haben. Er wurde auch nie darum befragt; denn in solchen Dingen sind die gemeinen Leute oft delikat, als die sogenannten gebildeten Stände. Man wußte, wie es stand, und hatte stillschweigend tiefes Mitleiden. So hätte Alles, wenn auch unfriedlich und freudlos, doch leidlich, seinen Gang gehen mögen, wenn das Tilgke es gelitten hätte. Aber es litt's nicht. Geschöpfe seiner Art halten es nicht aus ohne Vorwürfe und Gewinsel.

Die Eifersucht.

Ja, das Tilgke wurde eifersüchtig wegen des häßlichen Bärbele, die Städterin über das Haldenkind, die Doktorstöchter über den Köhlerprößling. Wenigstens that sie, als sei sie eifersüchtig, vielleicht nur um andere Leute zu plagen. Zuerst beklagte sie sich bloß gegen ihren Mann und die Schwiegermutter, der Jockel vernachlässigte sie, wochenlang bleibe er im Walde und wenn er

daheim sein könnte, so lasse er sie allein mit ihrem Glende und ihren Schmerzen sitzen, und statt bei ihr zu bleiben und sie zu trösten, höre er lieber die einfältigen Herzensgeschichten des alten Kohlenbrenners an. Der Jockele that, als höre er nicht wohl und ging nach wie vor in das Nachbarhaus. Dann ließ sie ihren Groll an der Nachbarin aus, und hatte spitzige Reden in Bereitschaft, so oft sie derselben begegnete. Das Bärbele hatte eine dicke Haut, und stellte sich, als ob es die Anspielungen nicht verstehe. Da verfolgte und plagte die Eifersüchtige Alles, was mit der Nachbarin in Verbindung stand. Kamen des Nachbarns Hühner zu den übrigen auf Besuch und scharrten auf ihrem Miste, so scheuchte sie dieselben fort mit lauten Klagen, was das für ungezogene Hühner seien; des Nachbarns Kühe hatten seither bisweilen lieber des Nachbarns Wasser als am eigenen Brunnen gesoffen, das durften sie nicht mehr. „Sie sind stöbig“, lamentirte das Tilgke, „und mir absonderlich aufässig, als ob sie merkten, daß man mich auf der Halde gern bald unter dem Boden sähe.“ Rahten sich die Ziegen oder das Schwein des Philipp auf 50 Schritte ihrem Garten, so schrie sie, als ob das Haus brenne: „Wehrt doch eurem Vieh, oder meint ihr, ich habe meinen Garten für eure garstigen Thiere angepflanzt?“ Zuletzt zog sie im Acker einen kleinen Graben zwischen den beiden Häusern und erklärte: „So, das drüben ist jetzt euer Feld und das hüben meines, daß mir Niemand herüberkommt.“ Das Bärbele lachte zu solchen Streichen, spöttelte die Nachbarin, so gut es konnte, gelegentlich wohl auch aus, meinte gegen ihren Vater, es rapple bei der Balbiererstöchter im Kopfe und werde das Ding ein böses Ende nehmen. Das glaubte zwar der Gaber nicht, aber die Sache war ihm ärgerlich, obwohl er sich nichts merken und in seinem gewöhnlichen Thun und Treiben gar nicht stören ließ. Eines Tages machte er sich ganz nahe am Hause des Nachbarns Etwas zu schaffen, als das Tilgke unter der Rükenthüre erschien und ihm zurief: „Packet euch von unserm Haus hinweg! Was habt ihr über dem Graben zu thun?“ Das hatte der Alte denn doch nicht erwartet. „Höre“, erwiederte er, „laß mich in Ruhe und spare dein ungewaschenes Maul, sonst gebe ich dir nachträglich die Prügel, die man dir früher hätte geben sollen. Es ist nicht jeder Mann ein gutmüthiger Jockel und läßt sich hubeln nach Belieben.“ Der Gaber machte bei diesen Worten ein so ernstes Gesicht und eine so nachdrückliche

1853.

Handbewegung, daß das Tilgke vorzog, zu schweigen. Dagegen jammerte es am nächsten Sonntag während des Essens dem Manne desto ausführlicher vor, was der Gaber so ein wüster Mann sei. Er habe ihr, ohne alle Veranlassung von ihrer Seite, Grobheiten ins Gesicht geworfen, wie sie nur auf der Holzhalde wachsen, thue ihr alles Mögliche zu Leide und habe sogar mit Schlägen gedroht, so daß sie ihres Lebens nicht mehr sicher sei. Auch von ihm, dem Jockel, habe er ehrenrührig und schandbar geredet, wenn er ein Mann sei und seine Frau liebe, so lasse er so Etwas nicht liegen. Dieser versprach alles Gute, war jedoch nicht im Geringsten gewillt, um seiner wunderlichen Frau willen mit dem lieben Nachbar Handel anzufangen, vielmehr unterhielt er sich denselben Abend recht gemüthlich mit demselben und brachte bei seiner Frau die Ausrede aufs Tapet, sie habe den Alten nicht verstanden, derselbe habe es nicht böse gemeint. Bekanntlich sind aber Ausreden auf Mißverständnisse nicht geeignet, die Gemüther zu beruhigen, am wenigsten das eines Tilgke. Es weinte und jammerte über seine Verlassenheit und Schutzlosigkeit fort, bis der Jockel schnarchte. — Als am darauffolgenden Sonntage der Mann zum Besuche des Nachbarhauses sich anschickte, herrschte die Frau: „In das vermaledeite Haus gehst du mir nicht mehr, wenn du nicht meinen Tod willst!“ „Ich werde doch mit den Leuten reden dürfen? Der Gaber hat es von jeher gut gemeint und mir schon manche Gefälligkeit erwiesen“, entgegnete der Mann. „Der Gaber! Der Gaber!“, knirschte das Weib wie besessen; „glaubst du denn, daß ich blind sei. Der Gaber wäre dir wohl da drüben, wenn er nicht eine Tochter hätte, an der du den Narren gefressen. Sie muß dir einen Zaubersaft eingegossen haben, daß du über solch einem Trampelhier der Mörder eines treuen Weibes wirst. Ich würde aus Verachtung und Ekel kein Wort verschwenden, daß du dich mit dem schmutzigen Weibsbild abgibst, allein ich vermöchte es bei dem jüngsten Gericht nicht zu verantworten, wenn ich das Schandleben länger duldete.“ Der Jockel war wie aus den Wolken gefallen; eine ehliche Untreue war ihm noch nie zu Sinne gekommen. Er wußte nicht, sollte er über die Anschuldigung lachen oder in Zorn gerathen. Darum that er Keines von Beiden, sondern verfügte sich stillschweigend in das Nachbarhaus. Hier schaute er jetzt zum Erstenmal das Bärbele recht an und fand in der That, daß dasselbe zwar nicht hübsch, aber doch viel schöner

3

sei als seine Frau. Hätte das Tilgke nichts gesagt, er hätte vorher schwerlich in seinem ganzen Leben Acht gegeben, ob die Nachbarin schwarze oder blonde Haare, eine spitze oder breite Nase habe. Ich ersuche daher die Weiber in ihrem eigenen Interesse, die Männer auf nichts aufmerksam zu machen. Mancher Mann wäre nie treulos geworden, wenn ihn nicht die Frau auf die Treulosigkeit aufmerksam gemacht und die Person bezeichnet hätte. Wessen man Einen so frischweg beschuldigt, das thut man am Ende, weil man es gethan haben soll. Diesen eigenthümlichen Stachel fühlte auch der Jockele und er konnte heute kaum die Augen abwenden von dem Bärbele, das er sonst nicht beachtet hatte. Kaum jedoch saß er warm, als seine Mutter athemlos herbeigerannt kam mit der Botschaft, schnell nach Hause zu kommen, das Tilgke liege in den letzten Zügen. Man konnte die Alte nicht weiter ausfragen; denn sie schrie die Nachricht bloß zur Thüre herein und eilte wieder fort. Der Ehemann erschrock und folgte ungesäumt der Mutter, obwohl der alte Gabriel meinte, die Sache werde nicht so gefährlich sein. Allein es sah sehr gefährlich aus. Das Tilgke lag auf dem Bette, verdrehte gräulich die Augen, worgte im Halse, hatte Krämpfe und schlug mit den Armen wild um sich, und auf der Brust gab ihm die Krankheit Stöße, daß es ganz in die Höhe geworfen wurde. Dem Jockel wurde himmelangst und er schickte sich an, gleich den Arzt und Pfarrer zu holen. Aber davon wollte die Frau nichts wissen, vielmehr schrie sie gellend: „Ich will sterben! Ich muß sterben. Du und das Trampelhier haben mich umgebracht.“ Es war unmöglich, ein vernünftiges Wort vorzubringen und rathlos standen sie an dem Lager der ächzenden, stöhnenden und schreienden Frau, bis endlich die Nothburg zu dem Sohne sagte: „So versprich ihr doch, daß du niemehr zum Gaber wollest!“ Der Jockel verstand sich gerne dazu und verschwor Leib und Seele, in Zukunft keinen Fuß weiter in jenes Haus zu setzen, wenn sie nur nicht mehr so entsetzlich thue und schreie. Das half; augenblicklich ließen die Anfälle nach und es blieb nichts zurück als eine große Mattigkeit und Abgeschlagenheit, wie sie sagte. Selbigen Abend herrschte in der Stube eine Ruhe und eine Vertraulichkeit, wie sie daselbst lange nicht mehr erblickt worden und zog in das Herz der alten Nothburg die frohe Hoffnung ein, der Friede sei für ewige Zeiten geschlossen. In der That legte das Tilgke in seinem

Benehmen eine große Dankbarkeit für das Versprechen ihres Manns an den Tag und darf man es diesem nicht verübeln, wenn es ihm leicht um's Herz wurde, und bedünkte, er habe den Frieden und die Eintracht des Hauses um einen wohlfeilen Preis erkaufte. Allein es ging mit diesem Friedensschluß, wie es schon mit vielen ergangen, er war von kurzer Dauer. —

Sechsmal sechs ist sechsunddreißig.
Ist der Mann auch noch so fleißig
Und die Frau ist liederlich,
Geht die Wirthschaft hinter sich.

Die Wahrheit dieses Spruches erprobte sich auch auf der Holzhalde. Das ist ärgerlich, aber darum nicht weniger wahr, daß das weibliche Geschlecht im Durchschnitt zum Haushalten besser taugt, als das männliche, und daß ein Koch mehr braucht, als eine Köchin, obwohl diese auch gerade nicht wenig braucht. Die französische Republik muß letzten Sommer auch dieser Ansicht gehuldigt haben, weil sie den nach Cajenne Verbannten über 300 Köchinnen geschickt hat, welche aus den Gefängnissen auserlesen worden. Zum rechten Haushalten gehört nämlich auch, daß man nichts geringachtet, das kleinste nicht wegwirft oder verderben läßt und nie vergift, daß Heller Kreuzer und Kreuzer Gulden machen. Daran denken die Männer selten, sie sind viel zu vornehm, sich mit solchen Kleinigkeiten abzugeben; dagegen sind die Weiber geborene Kleinigkeitsträgerinnen und Zübdinnen. Zwar wissen die Tagelöhnerinnen und Holzmachersfrauen in der Regel auch nicht, daß, wenn man täglich einen winzigen Kreuzer spart, man am Ende des Jahres sechs Gulden erspart hat, aber sie handeln gerade, als ob sie es wüßten. Ueberhaupt sind sie im Rechnen nicht stark, was schon daraus abzunehmen, daß die Mädchen in der Schule es den Knaben in Allem eher zuvor thun, als im Rechnen, und doch verrechnen sie sich weniger als die Männer. Nur wo es sich um den Erwerb von Männern für sich handelt, da verläßt sie oft ihr sicherer Instinkt und ihr richtiges Gefühl. Also eine tüchtige Haushälterin ist viel werth und vermag noch lange den Hausstand zusammenzuhalten, wenn auch der Mann in die Verwandtschaft des Lumpacivagabundus gehört, aber umgekehrt hat eine unwirtschaftliche Frau ein Geschäft auch bald zu Grunde gerichtet, als ein leichtfertiger Mann und es gilt von ihr das Sprüchwort: „Eine Frau kann in der Schürze mehr aus dem Haus tragen, als der Mann mit

vier Rossen hineinführen.“ Zu diesen (nämlich zu den unwirthschaftlichen Frauen, nicht zu den Rossen) gehörte das Tilgke, und trug bloß deswegen nicht so viel aus dem Hause, weil der Jockel nicht soviel hineinführte. Wie schon bemerkt, standen auf dem Häuslein keine Schulden, die Leutchen darin galten zwar nicht für reich, aber doch von jeher für wohlhabig. Zwei Kühe im Stalle, Kartoffeln g'nug ohne Roggerei, einige Roggen- und Habersaaten, dazu von Seite des Mannes ein wenn nicht reichlicher, doch sicherer Verdienst: davon läßt sich leben, da kann von Mangel nicht die Rede sein. Obwohl das Tilgke fast keinen Streich mehr arbeitete, so wurde das Bischchen Feld doch gehörig bebaut durch die Rothburg, und wenn's diese fast nicht verbringen mochte, so half das Bärbele, doch durfte es die Eifersüchtige nicht sehen. Läßt der Mann der Frau gar nichts, und will jeden Kreuzer, der erlöst wird, in seinen Händen und in seinem Beutel haben, und schimpft und lähert er, wenn die Frau einen Groschen für die Haushaltung verlangt, so ist diesem Weibe wahrhaft nicht schwer zu verargen, wenn es sich in der Nacht über den Geldbeutel des Mannes hermacht. Bei der Frau auf der Holzhalde war aber dies keineswegs der Fall, der Jockele legte seinen Verdienst blank in das „Känsterle“, und dieses Käensterle war gar nicht verschlossen, und es stand der Frau frei, daraus zu nehmen, was sie brauchte. Von dieser Erlaubniß machte sie aber einen so unumschränkten Gebrauch, daß der Mann endlich für gut fand, es zu treiben, wie von dem Ananias in der Apostelgeschichte gemeldet wird, nämlich einen Theil seines Verdienstes zu unterschlagen und für sich zu verwenden. Da die Frau die abgeblasene Milch nicht vertragen konnte, sondern fette genießen mußte, so mußte natürlich Butter gekauft werden, wenn der Holzmacher seine Knöpfe nicht ohne Schmalz essen wollte. Und da die Eierspeisen ihrem Magen ganz besonders zusagten, so mußte der Jockele entweder auf solche verzichten oder Geld dafür ausgeben. Meinte er, früher seien mehr Eier im Hause gewesen und das ganze Jahr nicht ausgegangen, so behauptete das Tilgke, die Hennen verlegten ihr, der verfluchte Trampel hätte sie an sich gelockt. Zweierlei Lische in einem Hause sind an sich schon der Sparsamkeit nicht förderlich und auf der Holzhalde waren die meiste Zeit sogar dreierlei, zwei im Hause und einer im Walde. Da ferner die Frau das bäurische Wolleu- und Leinzeug verschmähte und ihren Leib

lieber mit baumwollenen Fegen zierte, so wurde dadurch der Wohlstand des Hauses ebenfalls nicht befördert und das „Känsterle“ geschont, obwohl sie fort und fort behauptete, die baumwollenen Kleider seien wohlfeiler, weil sie weniger kosten. Das Wohlfeilste ist nicht immer das mindeste Kostbarste. Es ging hierin dem Tilgke wie vielen Weibern mit dem Kaffee, von dem sie auch versichern, er koste weniger als Suppe. Und da die Frau endlich schlampig und schmutzig war und zu faul, in den Stall oder in die Küche einen anderen Schurz oder andere Schuhe anzulegen, so brauchte sie mehr als ein reinliches Geschöpf. Natürlich fiel ihr nie ein, Einnahme und Ausgabe miteinander zu vergleichen und die zweite nach der ersten einzurichten; das hätte zu viel Kopfverbrechen gekostet und in allen Liebesgeschichten war ihr nichts Derartiges vorgekommen. Auch scheute sie sich nicht, wenn das Käensterle gerade leer war, da und dort etwas auf Vork zu holen, was bekanntlich einem Hauswesen auch nicht vorwärts hilft. So nahm die Wirthschaft auf der Holzhalde den Krebsgang, obwohl nie eine solche Armuth und ein solcher Mangel sich einstellte, wie er in Städten bei arbeitslosen Fabrikern und armen Handwerkern zu treffen; dafür halfen die zwei Kühe und die Kartoffeläcker. Ja das Tilgke hätte sich bis an sein Ende mögen wohl sein lassen, wenn der Jockele seinen vollen Holzmacherlohn abgeliefert und überhaupt in seinem Geschäft mit dem alten Fleiße gearbeitet hätte. Dies war aber nicht der Fall, wie wir gleich sehen werden, wobei wir aber einige Jahre mit Stillschweigen überspringen.

Die lustigen Brüder.

Fast am Ende des Städtleins steht in einer abgelegenen, menschenleeren Gasse ein altes einstöckiges Haus mit weit vorspringendem Dach, so daß man genau schauen muß, wenn man den Lannenbusch, der unter demselben hängt, sehen will. In diesem Hause wohnt der Schnapsbarthle und der Lannenbusch ist das Zeichen, daß man da für gutes Geld zu trinken haben kann. So unanfechtlich das Haus ist, so fehlt es doch selten an Gästen, wenn auch nicht von vornehmerm Schlage. Es ist Sonntag Nachmittag. Treten wir hinein in die niedere holzgetäfelte Stube mit dem großen Coolbaum voll Kreidestrichen und seltsamen Zeichen. Es bringt gerade so viel Helle durch die matten kleinen Fenster hinein, daß wir in dem sinkenden Tabaksqualm die Ge-

genstände zu unterscheiden im Stande sind. Am vorderen Tische unter den Fenstern, in dessen Mitte eine große zinnerne Platte voll Knackwürste steht, sitzen in buntem Gemisch Knechte und Handwerksbursche von dem Schlage, wie sie über den Heuberg wachsen; jeder trägt eine Pfeife im Maul, jeder hat einen halbmäßigen Becher mit Gerstensaft vor sich. Sie sitzen da seit Mittag und fangen gerade an, gemüthlich zu werden und eines zu singen. Der Eine schlägt dieses Lied vor, der Andere stimmt ein anderes an, einem Dritten ist keines von beiden recht und er weiß ein schönes, das ein Viertel wieder nicht hören mag. Endlich schallt aus einer Kehle das damalige Lieblingslied: „Frisch auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!“, und Alle fallen mit ohrzerreißendem Geschrei ein und machen dazu feierliche Gesichter, als ob sie gerade rasirt würden. Fehlen sie auch in den Tönen, so halten sie doch Tact; denn diesen hämmert mit dem Bierglas ein gewandter Geselle zu kräftig auf den Tisch, um ihn überhören zu können. So sitzen sie fröhlich beisammen und haben einander so lieb. Der Wirth geht ab und zu und nimmt die leeren Gläser weg, ohne zu fragen, ob noch eine Halbe gefällig sei. Darum trinkt man ja aus, daß man wieder frisch einschicken kann. Außer dem langen Tisch am Fenster befindet sich in der Gaststube nur noch ein solcher am Ofen und auch dieser ist von einem halben Duzend Gäste besetzt, unter welchen wir mit Vergnügen unsern alten Bekannten, den Jockele erblicken. Sie sitzen niet- und nagelfest da, wie eingewurzelt, wie Stammgäste, die auf ihre bestimmten Plätze ein Recht haben. Für das jugendliche Treiben und Lärmen am vorderen Tische zu alt und bedächtig haben sie sich einen ruhigeren Zeitvertreib erwählt: sie knöcheln; Einer um den Andern, der Eine mit bedächtiger, der Andere mit hastiger Hand, ergreift den Becher, schüttelt ihn lange, hält ihn an das Ohr und läßt dann die verhängnißvollen Würfel über den Tisch hinrollen. Die Flüche, welche dieses Geschäft verlangt, werden ziemlich in der Stille verrichtet. Nur das Aufschreiben verursacht zuweilen einen kurzen Hader. In Ermanglung einer Schiefertafel kreiden sie nämlich die Striche auf den Tisch; da aber dieser von weißem Ahornholz gemacht und überdies von Wurstfett und Bier gesättigt ist, so will das Geschreibsel nicht recht deutlich und die Striche müssen oft renovirt werden, wobei natürlich jeder Sorge trägt, daß er nicht über Gebühr bedacht werde. Doch ist

leicht zu merken, daß die Spieler wohl mit einander bekannt und mit dieser Rechnungsweise vertraut sind. Es sind halt lauter Standes- und Handwerksgegnossen, Holzmacher und Kohlenbrenner, Ledige und Verheirathete; der Haldenphilipp jedoch befindet sich nicht unter ihnen. Schon geraume Zeit haben Einzelne vom Aufhören und Heimgehen gesprochen, muß ihnen aber nicht recht Ernst gewesen sein, denn sie wehren gar nicht, wenn die freundliche Wirthin die leeren Gläser wieder füllt; auch möchten sie vorher „zusammenhängen“; denn mehr, als höchstens zwei werden doch nicht an der „Schmier“ bezahlen sollen. Am wenigsten sieht man dem Jockele an, der mit außerordentlich seligem Gesicht dasitzt. Darum hat er aber heute einen recht glücklichen Tag. Schon in aller Frühe hat er dem Kronenwirth ein recht gutes Kapitalstück von einem Rehbock gebracht und schönes Geld dafür eingenommen, den Schoppen nicht gerechnet, den er sich noch ausbedungen. Ueber Mittag hat er ziemlich ruhig das Essen einnehmen können, die Frau hat wenig gewinckelt, ihm keine lange Predigt gehalten und schien es sogar nicht ungern zu sehen, daß er sich bald wieder fortpackte. Mehl, Schmalz und Eier für die nächste Woche hatte sie ihm freilich nicht hergerichtet, dafür wußte sie aber auch nichts von dem Rehbock. Er hinterließ nur wenige Sechser im Känsterle, kaufte sich das Nothwendige bei der Schmalzurschel selber und hat jetzt seinen wohlgefüllten Zwischsack in der Kammer des Schnapsbarthle liegen. Diesen Abend sind ihm auch die Würfel günstig und ist er so wenig angekreidet, daß er gegründete Hoffnung hegen darf, beim Zusammenmachen bald gänzlich frei zu werden, was auch richtig geschieht. Warum sollte er nicht eilen, von seinem warmen Sitze wegzukommen? Warum sollte er nicht wohlgemuth sein? Es gibt noch ganz andere Leute, welche in fröhliche Laune gerathen, wenn sie auf fremde Kosten zechen dürfen. — Dafür wird er aber von den Mitspielenden gehänselt, was ihn jedoch an dem Glückstag wenig anfaßt. „Das Tilgke“, sagt Einer, „wird eine rechte Freude haben und ein süßes Spitzmäulchen machen, wenn du das Geld von dem fürstlichen Rehbock heimbringst! Vielleicht steht es trotz seiner Kränklichkeit auf und kocht dir noch einen guten Kaffee, weil bei euch die Suppen aus der Mode gekommen.“ Der Jockele blieb die Antwort nicht schuldig: „Ob wir auf der Halbe Kaffee trinken oder Suppen essen, geht Niemanden Etwas an. Wir essen, was uns am besten schmeckt und die

Deine wird auch bisweilen etwas Apartes haben, während du im Walde handtirfst. Was aber das Geld für das Weib anbelangt, so sieht nicht jeder Mann so unter dem Pantoffel der Frau, daß er jeden Sonntag Nachts beichten muß, wie viel Striche er im Knöcheln erhalten, wenn er ruhig schlafen will." Da der Betreffende in der That die Meisterschaft im Hause nicht führte, so bekam der Jockel die Lacher auf seine Seite, und jener wußte in der Schnelle nichts zu entgegnen. Statt seiner trat ein Anderer in die Schranken: "Wahr ist's, der Jockel hat eine brave Frau und häuslich ist sie auch und schönlich mit den Kleidern. Letzt hin begegnete ich ihr, da sie auf dem schmutzigen Fußweg zur „Schlossere" ging, und obgleich sie baarfuß war, und nicht den allersaubersten Rock anhatte, so hob sie doch denselben bis über die Waden auf und wollte den Roth lieber an den nackten Waden mitschleppen, als das Kleid noch mehr damit beschweren. "Sie nahm sich wirklich rührend aus, diese baarfüßige Sorgfalt," schloß der Mann, und that einen tiefen Zug aus dem Glase. Die Andern lachten, und da der Jockel nichts zu erwiedern wußte, so lachte er mit, wobei sich sein Gesicht jedoch sehr in's Einfältige verzog. Nun lief das Gerede untereinander, daß unser Held nicht mehr zum Worte kam: "Ja, brav ist die Frau und haushälterisch; es ist nur Schade, daß sie so stark abgeschossen und nicht mehr ganz so schön ist, wie vor zwanzig Jahren." "An hohen Festtagen nimmt sie sich doch nicht übel aus, wenn sie frisch angestrichen ist." "Auch steht's ihr gut an, wenn sie unter dem Schatten eines Baumes zu ihrer kuriosen Geige singt, während die Nothburg das Heu wendet." "Und studirt muß sie sein, wie ein Pfarrer, sie hat ja immer ein Buch im Sack. Die muß dir was auffagen können, Jockel!" "Es ist kein Wunder, ist ja lange genug mit Studenten umgegangen." "Ich habe mir sogar sagen lassen," schrie Einer, "in England hätten die Männer das Recht, ihre Weiber an den Strick zu nehmen und auf den Markt zu führen, wenn sie ihnen nicht mehr gefallen; wäre dieser Gebrauch auch bei uns, da könntest du einen guten „Schick" machen, Jockel, wenn du dein Musterweib feil bötest." "Nichts wär's," polterte ein Anderer, "er könnte keine Wahrhaftigkeit leisten. Sie laborirt an allen Roskmängeln; jeden Tag eine andere Krankheit!" So ging es den ganzen Abend fort und dem Jockel blieb nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Endlich

war die Zeche berichtigt, man schickte sich zum Anzuge an, auch der Jockel holte seinen "Schlitzsack" aus der Kammer und ließ sich noch einen Schoppen Schnaps geben, um ihn mitzunehmen. "Willst du mit dem die Frau geschweigen, wenn sie brummen will?" fragte Einer. — "Mit dem will ich Morgen früh den Durst löschen; ich gehe jetzt direkt in den Wald und lege mich in die Hütte," versetzte der Jockel. "Oho," meinte ein Dritter, "bläst der Wind aus dem Loch. Wenn ich dich auspaffen möchte, würde ich sehen, wie du nicht der Holzhütte, sondern dem Brunntobel zuwandest. Also ist's richtig, was man von dir und der Brigitt munkelt?" Wäre der Tabaksdampf nicht so dick und die Beleuchtung so spärlich gewesen, es hätte Jeder sehen müssen, wie der Jockel bis über die Ohren roth wurde. Doch versetzte er trotzig: "Und wenn ich zur Brigitt ginge, ging's euch Etwas an?" und machte sich zur Thüre hinaus. Es war übrigens leider richtig, was die Leute munkelten. Seit das Tizgle ihm die vierschrötige Nachbarin vorgehalten, ließ es ihm keine Ruhe; immer aufmerksamer mußte er die Weibsköpfe betrachten und Vergleichung zwischen ihnen und seiner Frau anstellen, die nicht zum Vortheile der letzteren ausfielen. Im Brunntobel stand ein weitläufiges Gebäude und in einem Nebengebäude wohnte eine ledige Person, eine weit-schichtige Base mit zwei Kindern, die sich mit Strohflechten und Tagelöhnern auf dem Hofe ernährte. Der Jockel hatte von jeher, wenn er in nicht weiter Ferne vom Hofe im Walde beschäftigt war, bisweilen dort zugesprochen und sein Nachtlager auf der warmen Ofenbank genommen, dabei auch gelegentlich die Brigitt gesehen, ohne jedoch weiter auf sie zu achten. Hätte man ihn gefragt, ob sie dick oder dünn sei, schwarze oder blonde Haare trage, er hätte es nicht gewußt. Erst als seine Frau selber ihn auf fremde Weiber aufmerksam gemacht, betrachtete er die Brigitt genauer und es erging ihm, wie der Mutter Eva, je länger er hinsah, desto lieblicher und appetitlicher kam ihm die verbotene Frucht vor. Da die Brigitt von der Susanna keine Ader besaß, so gab natürlich ein Wort das andere, bis es zuletzt so weit kam, wie wir vorhin gesehen. Ich habe dies erzählt allen Weibern zur Warnung, ihren Männern keine grundlosen Vorwürfe zu machen, es möchte ihnen sonst bald genug gerechte Ursache gegeben werden. Man braucht den Männern nicht zu sagen, auf welche Art sie nichts-nützig sein könn-

ten, sie verfallen von selbst darauf. Auch gerathen die Männer gern bei solchen Vorwürfen auf den Argwohn, die Weiber suchten Einem, wo sie selbst schon gewesen.

Die Visite.

Da es für die Weiber sich nicht wohl schickt, allein das Wirthshaus zu besuchen, und die Männer ihre Ehehälften oft nicht mitnehmen, so entschädigen sich diese, wie billig, durch Visiten. Es thut auch recht bis in die Seele hinein wohl, sich unter gleichgesinnten Gemüthern gründlich auszusprechen und nebenher zu erfahren, was sich die Woche öffentlich und geheim zugetragen. Das Tilgke hatte an selbigem Sonntag nicht ohne Grund den Mann in's Wirthshaus ziehen lassen, ohne ihm wie ein neidischer Spitz nachzubellen; es erwartete auf den Nachmittag Besuch. Darum durfte auch die Großmutter mit den Kindern zum alten Gabriel hinüber, damit niemand die Unterhaltung störe. Seit das Tilgke wußte, der Jockel halte sich so viel im Brunntobel auf, hatte sich sein Haß gegen die Nachbarn merkwürdig gelegt, und wenn es selber auch nicht mit ihnen verkehrte, so hatte es doch die strenge Grenzsperr für Andere aufgehoben. Als das Haus von unbefugten Augen und Ohren geleert war, schürte die Frau auf dem Herde, und bereitete den bekannten braunen Weibertrost. Da kam der Besuch dahergewatschelt und war niemand anders als die „Schlossere“. Ich weiß nicht, wie sie eigentlich geheißen; man kannte sie in der ganzen Gegend unter diesem Namen. Ihr Vater war kein Schlosser und ihr Mann noch weniger; denn sie war ledig, gut in den Fünftzigen, wohlgenährt und rüstig. Sie wohnte in einem Häuslein vor dem Städtlein draußen, handelte mit Allerlei im Geheimen und hatte starken Zulauf, besonders von jungen Mädchen. Wäre im Städtlein eine geheime Polizei nothwendig gewesen, so hätte Niemand besser zum geheimen Polizeicommissar getaugt, als eben die Schlossere; denn diese kannte nicht bloß das verborgene Thun und Treiben der Menschen, nicht bloß die Geheimnisse aller Häuser, sondern auch die geheimen Gedanken und Wünsche der meisten Leute. Darum betrieb sie als Hauptgeschäft die Kartenschlägerei, und war darin Meisterin. Sie hatte auch zuerst die Aufmerksamkeit des Tilgke auf den Jockel und das schöne Anwesen auf der Halde gelenkt und obschon der Handel für das Tilgke nicht eben glänzend ausgefallen, so hatte es

doch das Zutrauen zu der Wahrsagerin nicht verloren. Es sagt zwar ein Sprichwort: Gebrannte Kinder fürchten das Feuer; allein das Sprichwort hat vielfältig Unrecht. Gibt's in eurem Orte keine Weibsbilder, welche die Flügel schon tüchtig verbrannt, und doch wieder dem Feuer zulaufen? Hat nicht Anno 47 u. 48 im badischen Lande Mancher die Finger gehörig verbrannt und hat denn doch Anno 49 erst recht in die glühenden Kohlen hineingegriffen? So hat sich denn auch die ehemalige Balbiererstöchter durch den ersten Fehlschuß nicht abschrecken lassen, vielmehr sich erst recht in eine bessere Zukunft hineingelegt, und deshalb hatte sie die Schlossere auf selbigem Sonntag bestellt. Daß sie nun in großer Traulichkeit mit einander Kaffee und darauf Branntwein (die Schlossere trank nichts lieber und auch das Tilgke war wegen der Wohlfeile vom Wein zum Schnapstrinken heruntergestiegen) — also daß sie Kaffee und Branntwein getrunken, ist an den Tag gekommen oder vermehrt worden, weil man es durch das Fenster beobachten konnte, was sie jedoch sonst mit einander verhandelt, kann nur errathen werden, weil die Unterredung gar leise geführt wurde und die Schlossere über solche Dinge nichts ausschwazte. Die Karten lagen freilich auf dem Tische und wer Kenntniß der Zigeunerei besitzt, hätte an denselben herunterziffern können, wovon die Rede ging; allein ich verstehe leider diese edle Kunst nicht, obwohl ich sie vor vielen Jahren auch praktizieren sah, und zwar von eben dieser Schlossere. Sie hat mir damals meine Zukunft auf's Düpflein vorausgesagt; daß ich sie aber zum Dank dafür in den Kalender thun werde, davon hat sie nicht geschnauft. Es ist also bloße Muthmaßung, nicht Gewißheit, was ich jetzt von der Unterredung auf der Halde melde. Dieser nach wurden zuerst die verhängnißvollen Karten gefragt, wer zuerst Todes verfare, das Tilgke oder der Jockel, und da die Karten dem Jockel den Vortritt zuerkannten, so wurde weiter erforscht, wie lange es allenfalls anstehen möge, bis er das Zeitliche segne. Die Karten wiesen untrüglich nach, daß dieser Fall „demnächst“ bevorstehe, und als das Tilgke, im Andenken an Jockels hechtmäßige Gesundheit, diese Angabe zu bezweifeln wagte, so schritt man zu der Untersuchung, an welcher Krankheit er aus diesem Jammerthale scheide. Die Antwort hieß deutlich: Er stirbt eines plötzlichen unvorgesehenen Todes. Jetzt war natürlich die nächste Aufgabe, zu ergründen, was das Tilgke nach dem Tode des Mannes beginne; und



sehe! die Karten sprachen diesmal so klar und unzweideutig, daß es auch ein Blindler sehen mußte, das Tilgke heirathe wieder und zwar glücklicher, als das Erstmal und zwar einen Weber; denn die Schlossere warf bei dieser Untersuchung die Karten so schnell hin und her, wie ein eifriger Weber sein Weberschifflein. Nachdem das Hauptgeschäft beendigt und zur Zufriedenheit ausgefallen war, erkundigte man sich, gleichsam so nebenher und aus Zur, weil die Karten doch einmal dalsagen, ob nicht vielleicht eine Erbschaft zu erwarten stünde. Waren an diesem Sonntag dem Mann die Würfel günstig, so nicht weniger der Frau die Karten. Sie prophezeite richtig eine Erbschaft, nur blieb nur noch die Frage, ob das Tilgke erbe oder jemand Anderes. So viel ersah nämlich die Schlossere deutlich aus den Karten, daß ein reicher kinderloser Schmidt im fernen Lande gestorben, ob

aber das Tilgke nahe genug mit ihm verwandt sei, wisse sie nicht bestimmt, weil es gar viel Schmidte in der Welt gebe. Nachher riethen die beiden Weibsbilder noch hin und her, wer doch der Weber sein möchte, der dem Tilgke vom Himmel zum zweiten Manne bestimmt war, und je mehr sie riethen und Schnaps dazu tranken, desto wahrscheinlicher wurde es ihnen, daß es kein Anderer sein könne als der Weberklaus in der Vorstadt, ein kinderloser Wittling. Deshalb wurde beschlossen, denselben wohl im Auge zu behalten und ihn allmählig auf sein bevorstehendes Glück vorzubereiten. Auf diese Abrede hin wurden Gläser und Tassen vom Tische weggeräumt, die Schlossere watschelte die Halde hinunter ihrem Häuslein zu und das Tilgke rief der Großmutter und den Kindern in's Nachbarhaus hinüber, sie möchten kommen, es dunkle bereits.

Der Heimgarten.

Ein Heimgarten ist nichts Anders als eine bürgerliche Biste und geht in der Regel fröhlicher dabei zu, als bei den Besuchen in den Städten. Wären wir vorhin, statt dem Tilgke zum Fenster hinein zu gucken, in das Nachbarhaus gegangen, so hätten wir einen kleinen Heimgarten getroffen. Da sitzen sie alle beisammen, der Gaber und die Rothburg, der Philipp und die Bärbel, und vier Kinder springen aus und ein und versüßeln einen gräulichen Spektakel. Bald zerren sie am Großvater herum, daß er ihnen eine grausige Geschichte erzähle, bald soll der Vater hinter das Haus hinauskommen, den Prachtwagen anzustarren, den sie sich gezimert. Zwei von diesen Kindern hatte die Großmutter mitgebracht, die zwei andern gehörten dem Philipp und ein drittes schlief in der Wiege am Ofen. Auf dem Tisch steht eine große leere Schüssel. Es ist Milch und Weißbrod in derselben gewesen, wie man an den Spuren sieht, welche die Kinder auf dem Tisch zurückgelassen. Der Philipp ist stark geworden und schaut aus, wie ein Mann, der keine Schulden und ein gutes Gewissen hat. Man merkt ihm an, daß nicht nur die Andern Respekt vor ihm haben, sondern daß er auch in seinen eigenen Augen etwas gilt und das Bewußtsein in sich trägt, nicht vergeblich in der Welt zu sein. Das Bärbele ist zwar noch nicht hübsch geworden, doch ist sein Gesicht nicht mehr so kalt und hölzern, vielmehr sind seine Mienen lebendig und ausdrucksvoll und aus dem ganzen Gesichte Glück und Zufriedenheit. Das machen die Kinder. Das Bärbele gehört zu jenen Naturen, welche erst dann recht aufwachen und blühen, wenn sie Mutter geworden. Wenn du aber glauben wolltest, sie sei eine besonders zärtliche Mutter gewesen, habe an die Kinder viele Liebkosungen verschwendet oder sich nur viel mit denselben abgegeben, so befändest du dich in einem großen Irrthum. Sie hatte in ihrem harten Jugendleben nie gelernt, wie man seine Liebe an den Tag legt, sie hätte sich geschämt, ein Kind vor fremden Leuten zu küssen; ihre Liebe brannte verborgen und hielt darum um so länger. Sie wäre für ihre Kinder unbedenklich durch's Feuer gegangen; ich hätte dir nicht rathen mögen, einem derselben ein Unrecht zuzufügen. Das Tilgke hat's erfahren und am Erstenmale genug gehabt. Eines Tages spielten nämlich die Kinder aus beiden Häusern mit einander auf dem Platze zwischen denselben und zwar jenseits des Grabens auf dem

Gebiete Philipps, als ein Sprößling des Jockele ohne besondere Veranlassung erschrecklich anfang zu brüllen, wovon er ein großer Liebhaber war. So gleich stürzte das Tilgke wie rasend aus dem Hause und fuhr auf ein Nachbarskind los, um dasselbe durchzuklopfen. Kaum aber hatte die Frau einige Kläpfe ausgeheilt, so sprang das Bärbele mit einer Schnelligkeit, die man dem breiten Dinge nicht hätte zutrauen sollen, auf sie zu und hielt sie mit ihren derben Händen um die Oberarme so fest und schüttelte sie so gewaltig, daß sie laut aufschrie. Dabei funkelte Bärbele's Auge, sein Gesicht war roth und die Stirn-Ader hochgeschwollen, indem es sie andonnerte: „Rühre mir noch einmal ein Kind an und ich schlage dich zu Brei! Zieh' du deine Frazen, die meinigen will ich schon ziehen!“ Von da an ließ das Tilgke die Nachbarskinder ruhig, ja schimpfte nicht einmal auf das Bärbele und schien sogar einigen Respekt vor demselben zu hegen; sicherlich nicht aus Furcht vor Schlägen, sondern weil es solchen Zorn bei der kalten Person gar nicht für möglich gehalten. Uebrigens war das Bärbele gerade kein Muster für Mütter und ihre Erziehungsgrundsätze nicht die besten. Ihre Haupt-sorge ging dahin, daß sie am Leibe gut gebieken und stark wurden. Dazu gehörte nach ihrer Meinung vor Allem, daß sie recht reichlich gefüttert würden. Deshalb stopfte sie gegen alle ärztlichen Vorschriften von zarter Jugend an ihre Kinder voll dicken fetten Breies; was eben nur Platz hatte, und ließ es auch später an sehr reichlicher derber Kost nicht fehlen. Ziem an der Holzhalde hat diese Methode angeschlagen; die Kinder wurden stark wie junge Bären. Das Bärbele wußte auch, daß eine Mutter ihre Kinder frühzeitig soll zum Gebet anhalten, und versäumte nicht, dieser Pflicht nachzukommen. Allein es war schon vollkommen befriedigt, wenn sie das Gebet des Herrn so weit hersagen konnten, daß man „Vater unser!“ und „Absterbens! Amen.“ nothdürftig verstand; das Uebrige durften sie herunter schludern, wie sie mochten. Es kam den Kindern gut, daß der Großvater noch lebte, der dasjenige nachholte, was die Mutter versäumte und besser damit umzugehen wußte. Er war zwar auch älter und die Kränklichkeit war mit dem Alter nicht besser geworden, doch war er immer noch nicht bettlägerig, konnte im Hause und um das Haus herumgehen, folglich auch recht gut die Kindsmagd spielen und seine Enkel hüten. Als Großvater that er es auch gern und seine Enkel hingen mehr an

ihm, als an Vater und Mutter. — Hatte der alte Gaber seine frühere Heiterkeit ziemlich ungetrübt in das Alter hinübergebracht, so konnte man dies von der Nothburg nicht sagen. Zeit und Kummer hatten sie arg mitgenommen, dazu die übermäßige Anstrengung, der sie sich unterziehen mußte, weil die Schwiegertochter nur arbeitete, wann es ihr beliebte. Hätte das Bärbele in seiner Gutmüthigkeit nicht Hülfe geleistet, sie hätte es nicht prästirt. Doch war es weder die Ueberladung mit Arbeit, noch allmähliche Verarmung und Ueberschuldung, was die arme Frau am meisten drückte, auch nicht Tilgless Kaunenhaftigkeit, noch die Unarten der Kinder; was an ihrem Lebenskeime nagte, was sie zu erdrücken drohte, war die täglich wachsende Lieberlichkeit und sittliche Verwilderung ihres einzigen Kindes. Sie hätte gerne des Tages Last und Hitze getragen, sie hätte ohne Murren ihr Leben mit Bettelbrod gestrikt, wenn nur ihr Sohn in sich gegangen und von den bösen Wegen abgestanden wäre. O, ein Mutterherz leidet oft erschrecklich! Ich habe schon von Stadtdamen gehört, die Baurenweiber seien in dieser Beziehung besser daran und verwinden solche Schmerzen leichter, weil sie roher und gefühlloser seien. Allein wie oft ein weicher süßer Kern in einer rauhen harten Schale eingeschlossen liegt, so schlägt nicht selten unter einer sonnverbrannten Haut und unter eckigen Formen ein weiches, warmes Herz. Und da zuweilen eine Holzmacherin mehr Religiosität besitzt und die Sünde heftiger verabscheut, als eine Hofdame, da ferner dem gemeinen Weibe die Mittel zur Zerstreuung und Selbstvergessenheit nicht so, wie jener, zu Gebote stehen, so frist sich der Gram nur um so tiefer in die Seele hinein. Wie hat die Nothburg so inbrünstig gebetet! Wie hat sie in den vielen schlaflosen Nächten unter heißen Thränen gerungen, Gott möge mit seiner allmächtigen Hand das ungerathene Kind auf den Weg zur Tugend zurückführen! Der Jockel war nicht wüß mit ihr, gab ihr kein böses Wort, hielt sie in Ehren, wie es einem dankbaren Kinde zusteht, hörte sogar ihre Bitten und Mahnungen geduldig an, aber den Brunnentobel mied er nicht. Vor dem Tilgke mußte sie ihren Kummer verbergen, ihre Thränen zurückhalten; sie durfte ihren Jammer nur aussprechen vor Gott, dem Beichtvater und dem alten Gabriel. Allein welchen Trost vermag ein Mensch solchen gebeugten Müttern anzubieten? Gott freilich kann jedes wunde Herz heilen, jedes zerschlagene Ge-

müth aufrichten und in den bittersten Jammer hinein die Süßigkeit der himmlischen Tröstung ergießen, und die Nothburg hat die wunderbare Kraft des Gebetes oft erfahren und sich durch die Betrachtung der Kreuzstationen aufrecht erhalten; aber was vermögen Menschen dabei zu helfen? Leider nicht viel, und ich habe auch noch Niemanden gerathen, bei Menschen viel Trost zu suchen. Indes thut es der bedrängten Seele wohl, wenn sie nur ihren Schmerz vor einer andern Seele ausgießen darf und ist oft, als ob dadurch der schwerste Stein von der Brust weggehoben würde. Dann ist ja der Beichtvater auch nicht bloß da, um über den armen Sünder das Kreuz zu machen, sondern auch, um die Betrübten zu trösten, und soll er ja am besten wissen und den Leuten begreiflich machen können, daß Gott durch Kreuz und Leiden hindurch zur Herrlichkeit führe, daß es ohne Charfreitag keinen Ostertag gebe und daß ein rechtschaffenes Gebet unmöglich fruchtlos sein könne, wenn wir gleich die Früchte desselben nicht mit Augen sehen und mit Händen greifen können.

Von der Weiberfrömmigkeit.

Weit vornen habe ich versprochen, gelegentlich über die Frage zu reden, ob das weibliche Geschlecht frömmere und andächtiger sei als das männliche; jetzt hat sich diese Gelegenheit gefunden. Daß das zarte Geschlecht im Durchschnitt die Kirche fleißiger besucht, größere Gebetbücher und längere Rosenkränze herumträgt und sich öfters zum Empfang der hl. Sakramente einstellt, könnte nur ein Solcher läugnen, der nicht weißt, wie eine Kirche inwendig aussieht. Allein das Kirchengehen ist noch keine Andacht, sonst wären die Messner die andächtigen Leute; und der öftere Empfang der hl. Sakramente ist kein untrügliches Zeichen der Gottseligkeit, er könnte ja auch die Folge von immer wiederholten Rückfällen oder als Buße auferlegt sein; und ein dickes Gebetbuch ist noch kein schlagender Beweis, daß die Trägerin desselben wirklich im Geiste und in der Wahrheit bete, sie mag ja auch mit dem Saffian-Einband und dem Goldschnitt prunken und während ihre Augen auf das Buch gerichtet sind, mit den Gedanken ganz anderswo spazieren. Ferner ist ohne Zweifel, daß die Weibsbilder durch religiöse Vorträge leichter gerührt werden und unter der Predigt zahlreichere Thränen vergießen, als das grobe Geschlecht; aber wie wenig braucht's überhaupt, um weiblichen Augen einige Wassertropfen zu exprimieren und wie

balb ist die religiöse Rührung verslogen und hat einer andern Platz gemacht. Es gibt eine Betschwester, die keinen verrufenen Bazen werth ist und wurde schon im ersten Kalender für Zeit und Ewigkeit den nichtsnützigen Betschwestern der Text tüchtig verlesen, weshalb ich von ihnen schweigen will. Neben der falschen pharisäischen Betschwester gibt's jedoch auch eine wahre, und wenn der hl. Jakobus vom vielen Beten harte Schwielen an den Knien bekommen, so ist er darum doch weder ein Heuchler noch ein Tagdieb gewesen. Nun halte ich aber für höchst unchristlich und ächt pharisäisch, sogleich über die Personen des weiblichen Geschlechtes, welche mehr als gewöhnlich dem Gebete obliegen, in Bausch und Bogen herzufallen und sie der Betschwester zu bezüchtigen. Die spitzigsten Redensarten gebrauchen in diesem Stück gerade diejenigen, welche vielleicht in ihrem Leben noch nie recht gebetet haben, und meinen, weil ihnen Andachtsübungen lästig und widerwärtig sind, so dürfe Niemand daran seine Lust und Freude haben. Also ich hege zum schönen Geschlechte das Vertrauen, daß es in der Mehrzahl wirklich frömmere und gottesfürchtiger ist, als die Männer, und die Frauen haben sich dessen gar nicht zu schämen, denn sie haben im Gebete und Liebe zum Heilande eine Vorgängerin, die aller Ehre und alles Lobes würdig ist, die allerseeligste Jungfrau. Mit Recht können sie darauf hinweisen, daß ein Mann den Herrn Jesum verrathen, ein Mann ihn verläugnet, Männer falsch wider ihn gezeugt, Männer ihn verurtheilt, gekreuzigt und in den Todesqualen verhöhnt haben. Dagegen salbt ihn Maria Magdalena zum Lobe, Claudia Prokula, die Frau des Pilatus, nimmt ihn in Schutz, Frauen stehen am Wege, als Er das schwere Kreuz hinausschleppt, und beweinen seinen Tod, Frauen harren aus unter dem Marterholze und erwarten den Augenblick seines Hinscheidens, Frauen theiligen sich bei seiner Beerdigung, Frauen erscheint der Auferstandene zuerst und sie verkünden den Aposteln seine Auferstehung. Aber worin mag wohl der Grund liegen, daß die Weiber frömmere sind, als die Männer. Ganz zuverlässig weiß ich es nicht, doch habe ich meine Muthmaßungen, mit denen ich nicht hinter dem Berg halten will. Die Frauen lassen sich mehr vom Gefühle leiten, als vom Verstand, sie folgen lieber Empfindungen als Grundsätzen, denken gleichsam mit dem Herzen, statt mit dem Kopfe, was sie einmal ergreifen, ergreifen sie mit Leib und Seele, während der

Mann oft nur halb bei einer Sache ist, außer im Wirthshaus. Da nun das Christenthum nicht bloß Sache des Verstandes und Raisonirens ist, sondern auch Sache des Herzens und Gemüthes, so erfassen dasselbe die Frauen mit diesen, klügel weniger und glauben fester, rasonniren nicht über Gott und Göttliches, sondern beten einfach und herzlich an. Der Epheu schlingt sich um den Eichbaum und der Hopfen klettert an der Hopfenstange hinauf; wer schwach ist, hält sich am Starken. Nun wissen aber die Frauen, daß sie schwach sind, und machen kein Geheimniß daraus, während die Männer sich selber und andere bereben, welche starke Helden an Geist und Körper sie vorstellen, wenn auch oft gar nichts dahinter steckt. Darum halten die Weiber so fest an den Männern und langen nach ihnen, wie die Bohnen nach dem Stecken, um sich an ihnen hinaufzuspinnen. Da sie aber oft zu ihrem Schrecken und Nachtheil erfahren, daß dieselben nur unsichere Stützposten abgeben, auch mit Augen sehen, wie auch ein starker Simson vom Wein und einer schönen Dalila überwältigt werden kann, so schließen sie sich lieber an Gott an, der treu bleibt, wenn auch Alle untreu werden. Wenn ein Mann ein Buch liest, und dasselbe ist ihm zu hoch gestellt oder handelt von ihm ganz unbekanntem Dingen, z. B. von Religion, so versteht er's eben nicht und weiß nichts damit anzufangen; liest aber seine Frau dasselbe Buch, so versteht sie's zwar auch nicht, aber sie fühlt doch einen Sinn heraus. So wissen die Frauen nicht alle aus der Geschichte, aber sie ahnen instinktmäßig, wie die Spinnen die Wetterveränderung, in welcher trauriger Lage das zarte Geschlecht sich befindet in Ländern und unter Völkern, zu denen das Christenthum noch nicht gedrungen, und weil sie dies ahnen, so erzeugen sie sich für die Wohthaten, die ihnen das Christenthum gebracht hat, dem Stifter derselben dankbar und lieben ihn. So ist es ganz gewiß nicht zufällig, daß die Frauen eine so innige Verehrung und ein so großes Vertrauen auf die Fürsprache der seligsten Jungfrau haben, sie fühlen, daß in der Erwählung derselben zur Mutter des Eingebornen ihr eigener Adel und die Anerkenntniß ihrer Würde wurzelt. Früher habe ich erwähnt, dulden sei das Loos des Weibes auf Erden. Arbeiten, studiren, tapfer sein, dem Tod müthig ins Gesicht schauen, das kann man ohne viel Religion und Gebet, das können auch die Freischärler und die Heiden; dulden dagegen, jahrelang dulden und

schweigen, das kann man nur mit Religion und Gebet. Aber haben denn die Frauen mehr zu erdulden als die Männer? Diese verlangen es wenigstens von jenen. Ich will ein einziges Exempel anführen, vielleicht findest du in deinem Dorfe noch eines dazu. — An einem regnerischen Nachmittage zieht der Mann das Wammes an und langt nach der Pelzkappe und sagt, er müsse einen Sprung in den „Leuen“ machen, habe mit dem Leuenwirth etwas Nothwendiges zu reden. Die Kinder rufen: „Bringet auch einen Weckenzipfel mit“, und die Frau fragt: „Kommst du zum Nachtessen?“ „Freilich“, antwortete er, „loch' nur etwas Gutes.“ Richtig mit dem Schlag sieben Uhr hat sie den Tisch gedeckt und das Essen steht angerichtet auf dem Feuerherd. Es schlägt ein Viertel auf acht Uhr, und die Kinder zupfen die Mutter an der Schürze und sagen: „Ich hab' arg Hunger, essen wir noch nicht?“ „Der Vater wird sogleich kommen“, sagt sie, schaut zum Fenster hinaus und geht unter die Hausthüre, ob sie ihn nicht durch die Gasse herschlendern sehe. Wiederum zieht eine Viertelstunde vorüber, die Frau muß auf dem Herde Holz nachlegen, die Kinder werden immer ungeduldiger und wollen sich nicht beschwichtigen lassen, aber der Mann bleibt aus. Da holt die Mutter eine Bouteille und sagt zum Theresle: „Kauf' geschwind in den Leuen; sie sollen dir für einen Groschen Essig geben. Die Mutter habe zu Nacht gekocht und fehle am Essig zum Salat. Verliere den Groschen nicht!“ Sie dachte, er wird's doch merken. Freilich hat er's gemerkt, aber das Mädchen kommt mit dem Essig ohne ihn. „Ist der Vater noch dort?“ fragte die Mutter. „Er spielt mit dem Accisor und dem Härlebäck und sie trinken Nothen“, versetzte das Kind. Da geht die Mutter in die Küche und schöpft dem Vater das Essen heraus und bringt das Uebrige auf den Tisch. Nach dem Essen werden die Kinder schläfrig und die Mutter will sie in's Bett bringen; allein die Kinder wollen nicht, sie wollen warten, bis der Vater kommt und den Weckenzipfel mitbringt. Die Frau hat die liebe Noth, bis sie endlich Eins um's Andre in den Schlaf gebettet. Derweil hat's acht Uhr geschlagen und der Mann läßt immer noch nichts von sich hören. Sie setzt sich an's Spinnrad, gibt ihren Gedanken Audienz und sinnet, wie sie sich den Ehestand doch ganz anders vorgestellt, als sie ihn in der Wirklichkeit gefunden, und wie der Mann in der Kunkelstube ganz andere Dinge versprochen, als er's

jetzt treibe. Es schlägt neun Uhr und werden Schritte hörbar auf der Gasse. „Das ist er“, denkt sie und öffnet das Schieb Fenster; aber es ist der Nachtwächter, der seinen Rundgang beginnt und die Stunden absingt. Sie geht in die Küche und legt Holz nach, spinn, schaut auf die Gasse, betet das Abendgebet noch einmal, bis ihr die Augen zufallen wollen. Es schlägt zehn Uhr und das Lumpenglöcklein himbelt seine hellen Töne in die Nacht hinein. „Jetzt werden sie doch aufhören“, denkt sie, horcht gespannt auf die Gasse hinaus; aber kein Tritt ist zu vernehmen. „Ach!“, seufzte die Frau, „wenn wir doch nur einen Gensdarm im Ort hätten, der die Ueberstiger fortjagte und zur Anzeige brächte; der Stephan, die Ortspolizei ist nicht so keck, wenn angesehene Bürger die Lumpen spielen.“ Sie fängt an, einen Rosenkranz zu beten, kann es aber nicht fortbringen, es jagen andere Gedanken wild und stürmisch im Kopf herum; sie verriegelt die Hausthüre, denn sie fürchtet sich ordentlich so allein in der finstern Nacht; sie langt den alten Kalender hinter dem Spiegel herab und liest die zehnmahl gelesenen Geschichten zum erstenmal; aber die Augen versagen den Dienst und wollen sich schließen. Es schlägt elf Uhr, und der laute Ruf des Nachtwächters tönt von allen Stationen durch die stille Nacht an ihre Ohren, aber kein Tritt des Mannes. Sie legt die Hände gefaltet in den Schooß, staunet vor sich nieder und wenn die Ampel nicht so trübselig brennte, sähest du Wasser in ihren Augen. Endlich nahe an Mitternacht vernimmt sie von Weitem lautes Gerede; das ist der Mann und der Accisor. Vor der Hausthüre reden sie noch eine gute Viertelstunde vom Landtag und wie der und der den Ministern aufgetrumpft habe. Zuletzt sagt der Accisor: „Gute Nacht!“ oder vielmehr „Guten Morgen“ und trappt heim. Der Mann aber poltert vor der Thüre, daß die Frau, wenn sie sonst nichts wüßte, schon daraus merken müßte, wie viel Uhr es bei ihm geschlagen. Die Frau kommt mit dem Lichte, schließt auf und will anfangen: „Aber heute“ —; allein der Mann fällt ihr in's Wort, thut wüßt, redet trozig und befehlhabend und verlangt sein Nachtessen. (Merke: Wenn der Mann weiß, es geschehe ihm recht, wenn die Frau wüßt mit ihm thue, so thut er zuerst wüßt, um sie einzuschüchtern; das heißt er dann Mannhaftigkeit und Tapferkeit.) „S'wird kalt geworden sein“, sagt die Frau. „Dann mach's wieder warm; aber wohl sauer will ich's. Hörst?“, herrscht er und

taumelt an den Tisch. Sie geht hinaus, bläst in die halb-erloschenen Kohlen, daß ihr die Thränen über die Backen hinabrieseln und bringt ihm das Aufgewärmte herein, legt Messer und Gabel dazu und sagt: „Gefegne dir's Gott!“ Er aber spricht: „Friß mit!“ „Ich habe schon mit den Kindern gegessen“, sagt sie. „Da sitzt her“, schreit er, „und frißest mit!“ Und die gute Frau muß mithalten und weiß nicht, wie sie die Brocken hinunterschlucken soll, so voll ist sie. Mit derartigen Männern sind viele Weiber geschlagen. Meinst du nun nicht auch, es gehöre eine starke Portion Geduld dazu, solches zu ertragen? Und glaubst du, es werde eine Frau ohne Religion nicht belfern und das Maul brauchen und die Fingernägel, so gut sie kann? — Das Christenthum ist die Religion der Liebe, und je mehr einer das Wesen der Liebe versteht und die Liebe übt, desto heimischer fühlt er sich im Christenthum. Das ist aber das Wesen der Liebe, daß sie sich für Andere aufopfert. „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen Sohn, den Eingebornen, dahingab, und: Eine größere Liebe hat Niemand, als daß er sein Leben gibt für seine Freunde.“ Christus hat aber noch eine größere Liebe, indem er für uns starb zu einer Zeit, da wir Sünder und seine Feinde waren. Diese Liebe Gottes nun, die uns in der Menschwerdung und dem Kreuztod Jesu entgegentritt, ist vielen Männern eine Thorheit und ein Aergerniß, weil sie eine solche Hingabe nicht verstehen und begreifen. Die Frauen aber verstehen die Opferwilligkeit, weil sie nicht bloß geliebt sein wollen (das wollen die Männer auch), sondern auch bereit sind, zu lieben, d. h. Opfer zu bringen. Wo es sich um Wohlthätigkeit und Almosen, um Aufnahme Verlassener, um Tröstung, Pflege, Nachwachen und dergl. handelt, da sind die Frauen gewiß dabei und leisten mehr, als die Männer. Heirathet ein Mädchen, so opfert es die Heimath, das Vermögen, Vater und Mutter, die Gespielen, den Leib und seine Unentweihtheit, ja sogar seinen ehrlichen Namen dem Manne. Es ist freilich oft ein wahres Sündenopfer, aber 'sist doch ein Opfer. Wie dann eine Mutter für ihre Kinder sich hingibt, wie sie darbt und sich versagt, wenn nur dem Kleinen nichts abgeht, was es für Opfer kostet, bis ein Kind nur allein essen und gehen kann, wie eine Mutter, auch wenn das Kind die Wohlthaten und die Liebe mit Undank und Herzlosigkeit vergilt, dennoch nicht müde wird, immer neue Opfer zu

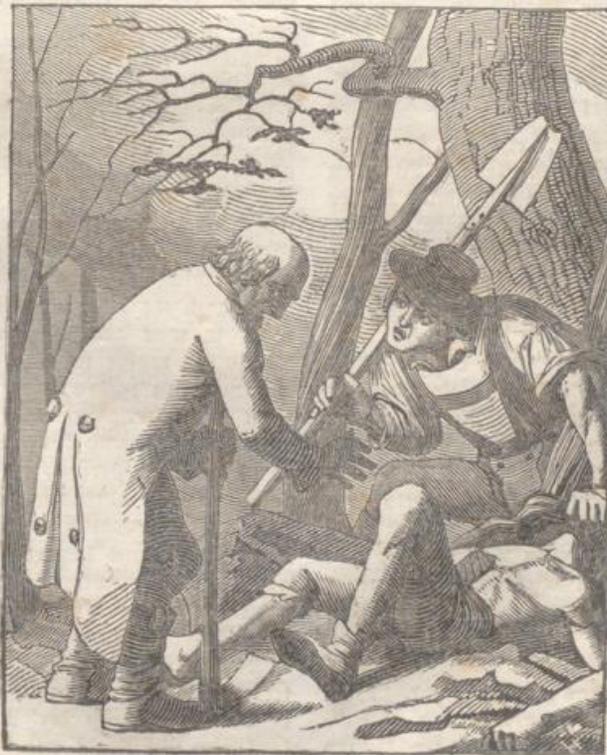
bringen, das brauche ich nicht weitläufig auseinanderzusetzen, weil es Jeder weiß und sieht. Darum ist ihnen der Opfertod Christi für die sündige Welt keine Thorheit und kein Aergerniß, sondern der Erweis einer himmlischen überschwenglichen Liebe. Deshalb erscheint auch eine Frau, welche keine Religion besitzt, nicht beten mag oder gar Gott läugnet, so häßlich, widerwärtig und unnatürlich, sie verläugnet ihr Geschlecht. Ich wüßte noch einen Grund, warum die Frauen frömmere und andächtiger sind als die Männer, ich will denselben aber bei mir behalten, er möchte die Männer ärgern. Wir wollen darum lieber wieder nach dem Sockel schauen.

Der Waldbrand.

„Was rennt das Volk? Was wälzt sich dort die langen Gassen brausend fort?“ Lange Gassen waren just keine zu sehen, denn die hat das Städtlein nie gehabt und hat sie bis auf den heutigen Tag nicht; aber ein Rennen und Laufen war es, wie es lange nicht der Fall gewesen, an keinem Jahrmarkt waren soviel Leute auf der Gasse. Vom Thurme herab heulen die Sturmglocken, der Tambour rasselt durch die Gassen, vor dem Rathhaus steht ein Trupp Männer in eifriger Berathung. Es brennt im Stockwald und der Rauch wälzt sich wie ein wogendes Meer über den Berg her. Jetzt haben die Männer die Anordnungen verabredet, und Alles strömt in wildem Durcheinander dem Stockwald zu. Boran natürlich die liebe Gassenjugend mit lautem Hallo und Jubelgeschrei, dann Männer und ledige Bursche, Frauen und Mädchen — mit Hacken, Schaufeln und Aerten, als gelte es einen andringenden feindlichen Heerhaufen zu verjagen. Es ist ein heißer Augustnachmittag und kostet viele Schweißtropfen, bis sie den Berg erstiegen. So hell aber auch die Sonne scheint, so erblickt man doch den funkelnden Glanz, mit welchem die Flammen im Stockwald an den Bäumen hinaufzüngeln und auf den Aesten und um die Wipfel tanzen. Nun sind sie oben angekommen und die Brandstätte liegt vor ihren Augen. Einige Morgen sind schon abgebrannt und die Bäume strecken ihre dünnen, schwarzen Aeste langweilig in die Luft hinaus, während einzelne hohle halbfaule Stämme noch rauchen und flammen. Zuweilen ist's, als sei gar kein Feuer vorhanden, man gewahrt weder Flammen noch Rauch, nur der Brandgeruch giebt sich kund. Da bläst ein Luftzug daher, und eine dicke stinkende Rauchwolke wogt hart

am Boden her uns entgegen; hinter ihr fängt es an zu knattern und zu knistern, zu rasseln und zu prasseln, im Moose und in dem dünnen Gerese und in den dichten Gebüsch zischt die Flamme züngelnd und leckend wie eine Schlange auf dem Boden dahin und wirbelt sich sausend und brausend durch das Geäste hinauf auf die Wipfel der Bäume. Doch die Herbeigeeilten hatten nicht Zeit, das Schauspiel vor ihren Augen lange zu betrachten, und mußten Mittel ergriffen werden, dem weiteren Umsichfressen des zerstörenden Elementes zu wehren. In einer lichterem Stelle des Waldes wurde ein breiter Graben gezogen, das Moos zu beiden Seiten desselben mit Erde sorgfältig überschüttet, die Buben mußten die dünnen Reiser zusammenlesen und weit rückwärts tragen, die Bäume in der Nähe des Grabens wurden gefällt. Dieser Graben sollte die Grenzlinie des Feuers abgeben; gelang es diesem nicht, denselben zu überspringen, so hatte die Verwüstung ihr Ende gefunden. Und es gelang ihm glücklicherweise nicht; zischend fuhr es auf den Graben los, langhalsig lugte und wedelte es hinüber, aber es fand keine Stätte, wo es hätte

festen Fuß fassen, keinen Gegenstand, wo es sich anfressend hätte halten können. Die Leute konnten der vergeblichen Wuth müßig zusehen, hatten aber etwas Anderes zu thun, nämlich gegen alle medizinischen Vorschriften in ihrer gewaltigen Erhitzung nahe Brunnquellen aufzusuchen und den entsetzlichen Durst zu löschen. Nachher lehrte man auf die Brandstätte zurück, um die Verwüstung recht gründlich zu untersuchen, wie denn auch der Mensch zu solchen Untersuchungen einen besonderen Hang hat. Wenn dir dein Geldbeutel im Gedränge weggenommen worden ist, so greiffst du sicherlich oft in den Sack, gleichsam um dich zu überzeugen, ob er wirklich nicht mehr da ist. Ist ein tüchtiges Hagelwetter über die Gemarkung hingefahren, so laufen die Leute schaarenweise auf die Aecker hinaus, um sich zu vergewissern, ob es die Früchte auch rechtschaffen verhagelt, und empfinden fast eine Art Wollust, wenn das Wetter Alles schön zerfetzt und in den Boden hineingeschlagen hat. So suchten jetzt auch die Leute im Stockwald und hatten ihre Freude, wenn sie eine Stelle trafen, wo das Feuer recht arg gehaust. An den Schaden



dachten sie wenig, der Wald gehörte ja der Gemeinde und ging darum den Einzelnen nichts an. Und indem einige Männer so mit einander hinwandeln, und ihre Betrachtungen über den abgebrannten Wald und die dürren Bäume mittheilen, stoßen sie auf einen halbverbrannten menschlichen Leichnam, auf dessen rechten Oberschenkel, halb in die Haut eingebrannt, noch der Feuerstahl und der Feuerstein lagen, die der Verunglückte sonst in der Hosentasche getragen. Und als sie ihm mit Schrecken und Ekel in das halbzerstörte Gesicht schauten, so ist es kein Anderer, als der Jockel von der Holzhalde. Da kommt Einer mit der aufgeklärten Behauptung, die Schlossere könne nicht mehr als Brod essen. Der Jockel hatte ohne Erlaubniß im Stockwalde geharzet, in Folge der langen Dürre entzündete sich das Moos auf dem Boden und die Flechten an den Bäumen, er selbst wurde vom Feuer umzingelt und starb eines elenden Todes. Der Leichnam wurde in das Städtlein heruntergebracht und am nächsten Morgen, nachdem ein langes Protokoll aufgenommen worden, unter dem Zulauf der ganzen Gemeinde beerdigt. Der Rothburg merkte man fast keine Trauer an, nur mit dem Geheh wollte es nicht recht gehen; das Tilgke aber heulte und gebärdete sich wie wahnsinnig.

Die Wittwe.

„Wittwen halte in Ehren“, ermahnt der Apostel, und sicherlich verdienen rechtschaffene Wittwen auch, daß man sie achte, schütze und ihnen in der Noth hilfreich beispringe. Denn es ist wahrlich keine Kleinigkeit, ein Hauswesen zu regieren und Kinder recht zu erziehen, nachdem die Hauptstütze des Hauses gefallen. Es gehört schon nicht wenig dazu, eine tüchtige Hausfrau und Mutter zu sein, aber den Hausherrn und Vater noch dazu machen, ist unvergleichlich schwerer. Doch hat's zu allen Zeiten Wittwen gegeben und sie sind bis zur Stunde nicht ausgestorben, welche ihre schwere Aufgabe gewissenhaft erfüllen, die darum auch aller Ehren werth sind. Ja Frauen sogar, welche bei Lebzeiten ihres Mannes gerade keine Musterbilder vorstellten, wurden durch seinen Tod oft wie umgewandelt, und zwar zum Bessern. Ein neuer Geist scheint über sie gekommen, eine nie geahnte Kraft sie zu befehlen, mit Muth und Geschick benehmen sie sich in den schwierigsten Verhältnissen. Zu diesen gehörte aber das Tilgke nicht. Sein Trauerkleid stand ihm schön; darum trug es dasselbe auch lange, obwohl die Trauer im Herzen

bald verflogen war. Die Last der Haushaltung lag jetzt auf ihm, da die Rothburg das Sehen nicht mehr lernte, vielmehr allgemach dahinsiechte, bis man sie nach einiger Zeit nicht weit von ihrem Sohne auf den Kirchhof legte. An der Schwieger-tochter hatte sie jedoch eine schlechte Pflegerin, indem diese wenig mehr auf der Halde zu sehen war. Sie hatte zwar sogleich nach dem Tode des Mannes eine Magd eingestellt, welche unter Anderm auch den Befehl hatte, die Schwiegermutter gehörig zu besorgen; allein da sie von der Frau selten beobachtet wurde, so that sie meistens, was sie am liebsten that, nämlich gar nichts. Wäre das Bärbele nicht gewesen, es hätte der Rothburg am Nothwendigsten gemangelt. Nicht als ob sie Andern besondere Beschwerden gemacht, sie bedurfte nur wenig und der Tod schien ihr erwünscht, aber ein Krankes sollte doch von Zeit zu Zeit Jemanden haben, der fragt: „Was möchtest?“ Warum war denn das Tilgke so selten daheim? Es fand unmöglich Zeit und war im Städtlein wahrhaft mit Geschäften überhäuft. Was hatte die Wittwe nicht Alles bei der Schlossere zu thun? Da die Voraussagung dieser, der Jockele werde plötzlichen, unvorhergesehenen Todes sterben, so buchstäblich in Erfüllung gegangen, so war doch kein Zweifel, die prophezeite Ehe mit dem kinderlosen Bachweber werde ebenfalls verwirklicht werden. Dem Weber gefiel auch Manches nicht übel an der Wittfrau. Die Trauerkleider standen ihr, wie schon gesagt, schön; seit ihres Mannes Tode wusch und putzte sie sich wieder fleißig; die Haare lagen in schönster Ordnung, und die Schlottrigkeit und Schlawheit des Leibes war verschwunden. War auch ihr Mund zahnlos und hatte sie es noch nicht so weit gebracht, ein künstliches Gebiß zu tragen, so wußte sie doch ihr Mäulchen so süß und angenehm zu spizen, daß man die Zahnlücken gar nicht bemerkte. Sie war wieder eine Figur, die etwas vorstellt und kaum hätte man glauben sollen, es sei dieselbe Person, die vor Kurzem noch so lotterig und unappetitlich ausgesehen. Im Umgange war sie so freundlich und unterhaltend, als ob sie nie mürrisch und launenhaft gewesen. Dies Alles gefiel dem Leineweber gar wohl. Tilgke's Kinder standen ihm ebenfalls nicht im Wege. Schon längere Zeit verlautete, der Haldenphilipp werde den Buben zu sich nehmen, da er schon zu gebrauchen sei, wie es später auch richtig geschah. Das Bärbele hatte nämlich der Rothburg, die wegen des künftigen Schicksals und der Erziehung ihrer Enkel

in Aengsten schwebte, auf dem Lodbette in die Hand hineinversprochen, für den Hanneke zu sorgen, als wäre er sein eigen. Das Mädchen nahm die Gotte zu sich, welche der Meinung war, die Ueberrahme der Taufspaltenstelle verpflichtete zu etwas Mehrerem, als das Kind in die Kirche zu tragen, am Tauffchmause Theil zu nehmen, der Mutter einen allmächtigen Becken und Eier zu bringen und den Täufeling alljährlich ein- oder zweimal zu beschenken. Das jüngste Kind war, wie das Tilgle sagte, glücklicherweise ein schöner Engel geworden. Daß es einer Mutter schlecht ansehe und keine Ehre bringe, das eigen Fleisch und Blut fremden Händen zu überlassen, davon schien die Wittwe keine Ahnung zu haben und auch der Weber war damit einverstanden. Ein weiterer Reiz für den Weber lag in dem Umstand, daß dem Tilgle jedenfalls noch 400 Gulden übrig blieben, falls die Halbe verkauft würde. Indes wollte trotz diesen reizenden Lockspeisen der Wittling doch nicht recht herzhaft anbeißen und weder Ja noch Nein sagen. Einmal nämlich war er mit seinem ersten Weibe nicht am besten gefahren, und hatte auf dem Wege zum Kirchhof hinter dem Sarge her oft genug gedacht: „Gebrannte Kinder fürchten das Feuer, ich lasse mich nicht zum Zweitemale an das Joch spannen.“ Zweitens besorgte er, seine jetzige Magd und Hauskälterin möchte einen Spektakel erheben und ihm Angelegenheiten verursachen. Drittens hatte er von seiner Zukünftigen so manches Mißliebige vernommen, und war von unbetheiligten, rechtschaffenen Menschen so vielfach gewarnt worden, daß er süßig werden mußte. Sah er endlich auf das jetzige Treiben der Heirathslustigen, wie sie das Hauswesen auf der Halbe vernachlässigte und ganz einer nichtsnutzigen Magd anvertraute, wie sie müßig umherziehe und in Essen und Trinken gerade nicht die größte Sparsamkeit an den Tag lege, wie sie fast nur mit Leuten umgehe, die sich nicht des besten Rufes erfreuen und wie die Leute noch von verdächtigen Besuchen auf der Holzhalde munkelten; so war das Alles nicht besonders geeignet, ihm ein freudiges Ja-Wort zu entlocken. Und doch vermochte er fast nicht rundweg eine abschlägige Antwort zu ertheilen, wie es denn, denk ich, den meisten Leuten schwer fallen soll, einen halbweg annehmbaren Heirathsantrag kurz und gut abzuweisen. Da indes das Tilgle immer zudringlicher wurde und sich in seinem Hause ordentlich als Hausfrau benahm, auch mit Ungestüm und leidenschaftlicher Hestigkeit auf den Abschluß der Hochzeit

drang und im ganzen Städtlein verkündete, wie es bald von der Halbe herabziehen und bei dem Bachweber wohnen werde, so sah er sich doch, um aus den bösen Mäulern zu kommen und an der Kundschaft nicht einzubüßen, zuletzt genöthigt, der Wittfrau klaren Wein einzuschenken und sein Haus zu verbieten. Das war ein Schlag, wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel herunter, für die arme Person und sie wollte ihren eigenen Augen nicht trauen. Wie hat sie aber auch dafür, nachdem sie sich vom ersten Schrecken und Erstaunen erholt hatte, den gottlosen liederlichen Garnhaspel im Städtlein herumgetragen und den Leuten klar und bündig auseinandergesetzt, wie er den Leuten Garn stehle, was er ihr Abscheuliches zugemuthet, wie sie ihm in Betreff der Magd auf die Schliche gekommen und Gott danke, daß es noch zur rechten Zeit geschehen, wo sie ihm habe den Handel aufkünden können. Sogar die Schlossere wurde mit Borwürfen überschüttet, wie sie einer honetten Person so eine klapperdürre, mondsüchtige, marklose, armselige Weberspule zum Manne habe empfehlen mögen. Natürlich brachte dies den Weber nicht auf andere Gedanken und blieb dem Tilgle nichts übrig, als sich anderwärtig zu trösten. Diesen Trost suchte es theils im Wein und Schnaps, deren Genuße es immer fleißiger huldigte, theils darin, daß es sein Heil bei andern Wittmännern und altledigen Burschen probirte. Es war jedoch so in Mißcredit gekommen, daß es überall vergeblich anklopfte, was meines Bedünkens das Traurigste ist, was einem Weibsbild passiren kann.

Das Armenhaus.

In der ehemaligen freien Reichsstadt Pfullendorf steht ein Spital und Armenhaus, es wohnt mancher Pfarrer und Amtmann nicht so schön, und ist eine Kapelle darin, manches Dorf besitzt keine so hübsche Kirche, und hat das Spital ein Vermögen, es bringt's nicht jede Stadt zu einer solchen Gemeindefchuld. Eine solche Anstalt fehlte in unserm Städtchen. Es war zwar ein Armenhaus vorhanden, aber ein recht armes Haus. Einkünfte besaß es gar keine und mußten die Kosten durch Gemeindeumlagen bestritten werden. Das Haus stand in der Vorstadt und war unter den bausälligen und elenden Häusern daselbst das bausälligste und elendeste. Offenbar ist es bloß darum noch nicht zusammengefallen, weil es zu diesem Geschäfte entweder zu schwach ist oder keinen Platz findet, wo es hinsinken könnte, da es fest zwischen andern

Häusern eingeklemmt ist. Der Wind blies lustig durch die rauchigen, rufigen Holzwände, und auf dem Schindeldach waren Lücken genug, um Schnee und Regen einzulassen. Schon lange hatte der Stiftungsvorstand bei jeder Sitzung beschlossen, das schadhafte Gebäude ausbessern zu lassen; aber nie wurde der Beschluß ausgeführt. Zur niedrigen Hausthüre führten drei Staffeln, aus locker übereinander gestellten Steinen erbaut. So oft Jemand hinein oder herausging, fielen fast jedesmal die Steine mehr oder weniger zusammen; aber es fiel Niemanden ein, größere Steine herbeizuschaffen oder die kleinern mit Mörtel fest zu kitteln, am allerwenigsten den Bewohnern des Hauses selber. Lieber flicten sie jeden Tag zwanzigmal die Staffeln nothdürftig zusammen. Vom Innern des Gebäudes und seinen niedern Stuben und Kammern ist wenig zu sagen, da man vor Schmutz und Unrath nur wenig sehen konnte. Ich denke, man hat das Haus in diesem elenden Zustande gelassen, damit die Leute nicht gar zu häufig Bittschriften einreichten, in dasselbe aufgenommen zu werden. Richtig ging auch keiner hinein, der noch ein anderes Unterkommen zu finden wußte. Indes gibt's doch überall Leute, welche Niemand bei sich behalten will, und so fehlte es auch dem Armenhause des Wälderstädtleins nicht an Bewohnern. Es waren da alte, presthafte Leute ohne Vermögen und ohne Verwandte, die sie aufnehmen und verpflegen konnten oder mochten. Von dieser Sorte alter Leute giebt's meines Wissens unter dem weiblichen Geschlechte überall mehr, als unter dem männlichen. Natürlich wohnte kein Verwalter und Aufseher im Hause, es gab da nichts zu verwalten und zu beaufsichtigen; ebenso wenig hatten die Spitalerinnen gemeinsame Kost, es kochte Jede, was sie hatte und mochte. Woher bezogen aber die armen Frauen und alten Jungfrauen und dgl. die Nahrungsmittel? Wurden sie ihnen von der Gemeinde vielleicht geliefert? Bestand vielleicht ein Vincentiusverein oder sonst eine wohlthätige Gesellschaft, welche das Nothwendige besorgte? Nichts von allem dem; dagegen besaßen die Insassen dieses Hauses das Privilegium, in den Häusern herumzugehen und Almosen zu sammeln, weshalb ihre Wohnung auch das Bettelhaus hieß. Da man in der Regel alten gebrechlichen Personen lieber Almosen spendet, als Kindern oder stark gewachsenen jungen Personen, so hätten sie ein ganz gemächliches Leben führen können, wenn sie darnach gewesen wären und es darnach angegan-

gen hätten. Allein in solchen Häusern herrscht ein gewaltiger Neid. Man sollte meinen, wo Keiner etwas Ordentliches besitzt, da finde der Neid keine Nahrung und müsse Hungers sterben; aber du wirst selten mehr von dem gelbsüchtigen Ding antreffen, als just in den Armenhäusern. Zeigt sich bei so einer alten Person ein neuer Schurzbündel oder ein Strohhut mit ganzer Krempe, so bildet das ein Ereigniß im Haus und giebt viel zu errathen und zu erörtern, auf welche Weise die glückliche Besitzerin zu solchem Luxus gelangt, und damit sie sich im Hochmuth nicht allzu sehr überhebe, wird sie durch Neckereien und Spötereien recht gebührend gedemüthigt. Bringt Eine besseres Brod und weißeres Mehl heim, als die Andern, oder gar ein Stück Speck dazu, so entsteht eine wahre Revolution im Hause. Jede behauptet zu wissen, wie die Besitzerin durch Lüge, Heuchelei, Verläumdung, Anschwärzung Anderer oder sonst eine Niederträchtigkeit zu den Leckerbissen gekommen. Eine durchtriebene Bosheit, ein ausstudirtes Zuleideleben, vertrocknete Kältern, Schimpfen und Quälen, ein gehässigeres gegenseitiges Verklagen, Anschwärzen und Verläumdungen, als bei solchen Personen, wird wohl nur bei den Verdammten gefunden. Sie gestehen es auch ohne Hehl, in ihrem Hause sei ein Leben wie in der Hölle, und Eine wirft der andern vor, sie sei der leibhaftige Satan oder seine Großmutter. So sieht's in vielen derartigen Häusern aus, welche unter gar keiner oder schlechter Aufsicht stehen. In dem Bettelhaus auf dem Walde stand es nicht viel besser und seine Bewohner hatten von jeher oft behauptet, es könne gar nicht schlimmer sein. Und doch ist es schlimmer geworden; früher stellte das Haus bloß ein gelindes Fegfeuer vor, wurde aber zur Hölle von dem Tage an, da des Balbierers Tilgke in dasselbe eingezogen. Ja, so weit hat das Tilgke gebracht, daß wir's jetzt im Bettelhaus antreffen. Als aus der Heirath mit dem Weber nichts wurde, hat die Wittve an einigen andern Orten noch angeklopft und hätte wahrlich mit Wonnemergem verliebt genommen; als sie jedoch überall mit Körbchen beschenkt worden und selber die Schlossere in den Karten und im Kaffeefatz keinen Zukünftigen mehr erblickte, da schlug ihr dieser Unfall in den Leib, und um ihn wieder herauszubringen, verlegte sie sich mit allem Eifer auf Schnapstrinken. Im Schnapfe suchte sie Vergessenheit ihres Elendes und das Elend wurde natürlich dadurch nur immer größer. Das Haus wesen auf der Holzhalde zerrüttete von Tag zu

herrschaft
 a, wo
 de der
 kerben;
 chtigen
 äuferrn.
 neuer
 rempe,
 bt viel
 eise die
 gt, und
 r über
 tereien
 s Brod
 Der gar
 re No
 wissen
 erläum
 Nieder
 die durch
 beleben
 ffiger
 d Ber
 ohl nur
 hen et
 ben wil
 schlaff
 smutter
 welche
 en. In
 cht viel
 oft bo
 n. Und
 te das
 De aber
 lbierer
 it hat
 ttelhaus
 Weber
 andere
 mit Wo
 überal
 ber die
 s feinen
 e dieser
 rauszu
 r auf
 ste Ber
 rde no
 Haus
 Tag

Zag mehr; die Magd schaltete und waltete nach Belieben; was zu Geld zu machen war, verkaufte die Frau und trug's in den Schnapsladen. Die Pathen und Vormünder der Kinder drangen endlich, damit wenigstens diese nicht ganz leer ausgingen, auf den Verkauf der Halde und ein Verwandter Hürbele's aus der oberen Herrschaft brachte dieselbe an sich. Der Sohn zog aus Aerger und Verdruß nach Schottland zu den Uhrenhändlern, die Tochter schämte sich ihrer Mutter, die nun zum Kinderspote geworden. Wohl wurde der Wittwe beim Verkaufe des Hauses ein Aufenthalt'srecht im hintern Stüblein vorbehalten, aber sie mochte nicht hinauf und vermochte den Anblick, wie ihr ehemaliges Eigenthum in fremden Händen war, nicht zu ertragen. In den wenigen Stunden, die sie oben weilte, gab es gräulichen Spektakel und der Oberherrschafter machte das Hausrecht geltend. Die Gemeinde suchte sie im Städtchen einzuquartieren, aber sie konnte sich nirgends mit den Leuten vortragen. Da blieb kein anderes Mittel, als sie in das Bettelhaus zu bringen, wo just lauter Solche sich aufhielten, die Niemand wollte. War das Tilgse früher schon unansehnlich gewesen, so war es jetzt noch häßlicher. Der Kopf war von Haaren fast gänzlich entblößt, die Gesichtsmuskeln schlaff und um den zahnlosen Mund spielte jenes fatale Lächeln, das sich bei Schnapsäuferrn oft findet. War sie betrunken, so blitzte ein unheimliches, wildes Feuer aus ihren Augen und ihre Zunge sammelte wüste, unsätige Worte. Im nüchternen Zustande stierte sie entweder gedankenlos vor sich hin, weinte ein „Gesähle“ und lachte bald hernach laut auf oder, und dies war das Gewöhnlichste, sie schalt und schimpfte, lief beim Pfarrer und Bürgermeister umher, um ihre Hausgenossen, so wie das Haus selber mit seiner miserablen Einrichtung zu verlästern. Sie hat dem Stiftungs-Vorstand mehr Arbeit bereitet, als hundert andere Bewohner, und der Gemeinde Kosten verursacht, daß man eine ganze Familie damit hätte ernähren können. Denn alle ihre alten wirklichen und eingebildeten Krankheiten kehrten wieder zurück und obwohl der Doktor tausendmal sagte: „Es fehlt dir nichts“, so mußte er doch immer etwas verordnen, wenn's auch blos eine bessere Kost war. — Ich könnte dir auch noch das Ende dieser Person erzählen, aber es ist unnöthig und unerbaulich; darum frage ich blos noch: „Ist es denn nicht möglich, in kleineren Städten eine Ordnung und Aufsicht in die Armenhäuser zu bringen?“

Ruhepunkt.

Die Geschichte der Balbierers Tochter ist nun zu Ende und ich hatte mir vorgenommen, als Seitenstück den Lebensfaden des Sattlerhannes vor deinen Augen abzuwickeln, damit die Männer auch ihre Sache bekämen. Die Geschichte dieses Sattlerhannes ist jedoch viel zu lang, als daß sie noch im Kalender Platz hätte. Jetzt sitze ich da und weiß nicht, mit was ich den Kalender vollschreiben soll, darum mag vorerst etwas Anderes dastehen. Ich habe heute früh ('s ist Freitag) auf einem armen Filial eine hl. Messe gelesen. Sie haben da eine rauchige unscheinbare Kapelle und über dem Hauptaltar ein Bild, ein Schildmaler könnte es schöner machen. Es stellt die Aufopferung Mariens über ihre Darstellung im Tempel vor, ein Fest, das am 21sten November gefeiert wird. Schon oft habe ich die Pinselerei betrachtet und, aufrichtig gesprochen, mich schon geärgert, daß die Sache nicht besser gemalt ist. Heute aber habe ich mich nicht über das Altarblatt geärgert, sondern über sonstige Dinge. Zuweilen habe ich nämlich auch Etwas in dem Taufbuche dieses Filials zu schaffen und stoße da auf Sachen, die mir gar nicht gefallen, wie mir's und noch Vielen anderwärts ebenfalls begegnet. Ebenso ist hier, wie in eurem Dorf ohne große Anstrengung wahrzunehmen, wie besagter Uebelstand in den Taufbüchern noch viele Uebelstände für die einzelnen Haushaltungen in der Gemeinde im Gefolge mit sich führt. Ohne Brille ist zu sehen, wie die Noth und Verarmung immer mehr überhand nimmt, wie die Ungenügsamkeit, der Unfriede und die Zwietracht in den Familien immer mehr um sich frist, wie die Gemeinden von ihren eignen Bürgern und Bürgerinnen mit Kosten belastet werden, die sie fast nicht zu erschwingen vermögen; wer tiefer in die Menschen hineinblickt, weiß noch von viel heimlichen Thränen, von tiefem, verborgenem Weh, von bitterer Reue und schrecklichen Gewissensbissen, von furchtbaren inwendigen Kämpfen, schlaflosen Nächten und wilder Verzweiflung. Ja ich glaube, in mancher Familie und Gemeinde würde mit dem Verschwinden jener Uebelstände auch der größte Theil des Jammers verschwinden. Du denkst nun, jetzt werde ich recht über solche Mädchen und Wittfrauen herfallen und sie abstriegeln; aber auf diese habe ich es diesmal nicht gemünzt, habe in der Regel mehr Mitleid mit denselben, als Zorn über sie. Ueber wen ich heute mich geärgert und böse geworden, das sind die

Mütter. Darauf hat mich das Bild in der Kapelle gebracht, auf welchem die Mutter Anna ihre Tochter Gott in den Tempel bringt und aufopfert. Die Kinder werden zu wenig zu Gott geführt und ihm aufgeopfert, dagegen zu viel für die Welt und das Zeitliche abgerichtet. Es ist Sache der Mütter, die Frömmigkeit im Hause zu pflanzen und zu erhalten, und namentlich die Kinder in zartem Alter schon zu Gebet und Andacht zu gewöhnen. Ich weiß wohl, daß oft eine fromme Mutter eine ausgeartete Tochter (s ist aber ein Lob für die Mutter, wenn man von der Tochter sagt, sie sei aus der Art geschlagen) oder einen nichtsnutzigen Sohn hat, allein solche Kinder kommen in der Regel später wieder auf den rechten Weg und die nicht darauf kommen, bilden eben Ausnahmen von der Regel. Auch fehlt's nicht an Müttern, welche sich selber für fromm halten, aber bloß in ihrer Einbildung fromm sind. Damit ist aber die Sache noch nicht abgethan, daß man das Kind am Leibe gehörig verpflegt, es die u. da zum Gebete anhält, tadelt, mahnt, warnet und strast, sondern das Kind soll vor Allem von der Liebe zu Gott und dem Heilande durchdrungen und erfüllt werden. Wie soll aber das Kind zur Liebe Gottes gelangen, wenn es an der Mutter keine solche wahrnimmt? Wie soll das Kind aber etwas von dieser Liebe zu Gott bei der Mutter wahrnehmen, wenn diese nicht mit ihm beten und von Gott und seinem Sohne reden mag? Schau', das Kind hat dich so lieb und glaubt dir alles so freudig, wie es später keinem Menschen mehr glaubt; willst du ihm denn da nicht das Beste sagen, was du weißt und es tief in die junge Seele hineinlegen? Meinst du denn, der Lehrer oder Pfarrer vermöge später wieder einzubringen, was du versäumt hast? Kein Lehrer und kein Geistlicher kann eine Mutter vollständig ersetzen. Und wem bringt es mehr Vortheil, Trost und Freude, wenn deine Kinder gut und fromm sind, als eben dir? Sieht es denn ein tieferes Weh und einen brennenderen Schmerz für ein Mutterherz, als ungerathene Kinder? Sei doch nicht dein eigener Feind, binde nicht selber die Ruthe, mit der du im Alter geschlagen wirst. Oder lebst du vielleicht der Meinung, ein Kind, namentlich eine Tochter, könne auch ohne Frömmigkeit ein rechtschaffenes Leben führen und dereinst eine Haushaltung gehörig leiten? Wähnst du, es genüge, wenn sie die häuslichen Geschäfte versteht, wenn sie an Fleiß und Sparsamkeit gewöhnt ist? Das ist Alles recht gut, aber um der aufwachenden

Sinnlichkeit zu widerstehen, um unter den häuslichen Widerwärtigkeiten und Verdrießlichkeiten die Geduld und Sanftmuth nicht zu verlieren, dazu bedarf es überdem des Gebetes und der Gottesfurcht. Eine rechte Jungfrau darf nicht bloß nicht groben Sünden ergeben sein, daß man etwa mit Fingern auf sie zeigen könnte, eine rechte Jungfrau darf überhaupt nicht verweicht sein. Man konnte dem Tizle in seinen frühern Jahren auch nichts Schlechtes nachsagen und beweisen, und was doch keinen Groschen werth. Was hilft es dem Kinde und dir, wenn du dasselbe zwar zu allen Artigkeiten und feinen Manieren abrichtest, aber es untauglich machst für seinen künftigen Stand und Beruf? Von vornehmen Ständen will ich nicht reden, denn da fängt's wirklich vielfach wieder an besser zu werden und die Religion wird wieder in Ehren gehalten. Im Mittelstande, namentlich in Städten und Städtchen, begegnet es uns noch am meisten, daß die religiöse Erziehung hintangesetzt auf Künsteleien und weltfertiges Benehmen ungebührlicher Werth gelegt, und mit den Kindern hoch hinaus gestrebt wird. Wie in vielen Dingen so ist es auch mit der religiösen Erziehung nach meiner Erfahrung am Besten bei wohlhabenden Bauern bestellt und ist nur Schade, daß diese Sorte von Bauern immer seltener wird. Dagegen in den Häusern der Dürftigkeit und den Hütten des Elendes, wo gewöhnlich der größte Reichthum an Kindern sich findet, steht es in dieser Beziehung in der Regel wirklich erbärmlich aus, und wäre ich sehr begierig, ein Mittel kennen zu lernen, wie dem Uebel abzuhelpen. Da müssen Vater und Mutter vom frühen Morgen bis zum späten Abend auswärtig sein auf dem Tagelohn oder in der Fabrik; die Kinder bleiben zu Hause ohne Aufsicht oder unter einer schlechten. Sobald die Kinder nur halbwegs zu gebrauchen sind, müssen sie alle ihre Zeit und Kräfte anbieten, um Brod in's Haus zu schaffen, an einigen Orten müssen sie dem Betteln nachziehen und nebenher im Lügen und Stehlen üben, an andern in den Wald, um Leseholz und Beeren zu suchen. Aber die Schule? Nun ja, wenn man gehörig streng ist, bringt man sie allerdings mit Roth hinein. Allein den Kindern, die das ungebundene Herumstreichen im Freien gewöhnt sind, wird es in der dumpfen Schule zu eng und schwül; und daß die Eltern vor ihren Ohren die Schule und den Schulzwang verwünschen und verfluchen, macht ihnen den Aufenthalt in derselben nicht angenehmer. Im Winter kommen sie häu-

häuſlichen und im Sommer erſetzt und ermüdet, wer ſoll ihnen da viel Aufmerkſamkeit und Eifer zuwenden? Zu Hauſe fehlt ihnen jegliche Anregung, in den langen Winterabenden Licht und Plaß und Anleitung, etwas zu lernen. Kaum ſind ſie der Schule entlaſſen, ſo werden ſie in die Fabrik getrieben und dadurch dem Familienleben vollends entfremdet. Früh fünf Uhr verlaſſen ſie das Haus und Abends acht oder neun Uhr kehren ſie wieder zurück. Steht am Sonntag die Fabrik ſtill, was nicht immer und überall der Fall iſt, ſo beſuchen ſie vormittags den Gottesdienſt, Nachmittags ſchlendern ſie herum und verzehren, was am Wochenlohn ihnen zu Theil geworden. Von einem vertraulichen Zuſammenleben der Familien, von gegenseitiger Erbauung und religiöſer Anregung findet man faſt keine Spur. Ich weiß wohl, daß es rühmliche Ausnahmen giebt, aber es ſind leider nur Ausnahmen. Und doch könnte auch die ärmſte Mutter ihr Kind zu Gott hinführen, wenn ſie wollte und die Mühe nicht ſcheute, wie eben jene Ausnahmen beweifen. Kinder zur Arbeit anhalten, iſt recht und bewahrt ſie vor vielem Böſen, aber ſie zum Gebete anhalten, iſt noch nothwendiger.

Was eine Mutter vermag.

Im Jahr 1806 iſt in Weſtphalen drunten eine Frau geſtorben, die ein rechtes Muſter und Beiſpiel für Mütter abgeben kann, und iſt dieſe Frau keine geringere, als die Fürſtin Amalia Galizin. Da ſie eine Tochter des berühmten preußiſchen Generals Schmeytau und zudem schön und liebendwürdig war, hatte ſie keine Gefahr, ſitzen zu bleiben und ſchlafend zu verrotten. Der ruſſiſche Fürſt Galizin war der Glückliche, dem ſie am Altare die Hand reichte. Dieſer Fürſt war Geſandter bei dem deutſchen Kaiſer (das deutſche Reich hielt damals noch nothdürftig zuſammen) und am franzöſiſchen Hofe. Dadurch war der jungen Frau die ſchönſte Gelegenheit geboten, ſich in Wien und Paris zu erſehen und die Freuden und Genüſſe dieſer Welt in vollen Zügen zu trinken, was ſie auch eine Zeitlang nicht verabſäumte. Bald aber eckelten ſie die geräuſchvollen Luſtbarkeiten und die zerſtreuenden Vergnügungen der großen Welt an und ſie ließ ſich mit ihren Kindern in oder bei der Stadt Münſter nieder, um die Erziehung ihrer Kinder zu leiten und für ihre Seele zu ſorgen. Sie mochte die Erziehung ihrer Kinder nicht einer Kammerfräulein oder einer Schulmeiſterin, nicht einmal einem Profeſſor und geiſtlichen Herrn excluſiv anver-

trauen; ſondern ſie wollte ſelbſt dabei ſein, indem ſie auch der Meinung war, ohne die Mutter geſchehe das Geſchäft nicht. Nun kannſt du dir aber leicht vorſtellen, daß die ſchöne reiche Fürſtin in Münſter ebenfalls Gelegenheit und Veranlaſſung zu Luſtbarkeiten genug hatte, daß ſie gar oft und dringend zu ſolchen eingeladen wurde. Sie war an dieſelben gewöhnt, und wenn man einmal an Etwas gewöhnt iſt, ſo läßt man ſich leicht wieder dazu verlocken und die ſchönſten Vorſätze wollen nicht Stich halten, wie ich und du ſchon ſattſam erfahren. Was that unter ſolchen Umſtänden die Frau, um ſich nicht aufs Neue in den Strudel zu ſtürzen und hübſch zu Hauſe bei den Kindern zu bleiben? Sie zog ihre Eitelkeit in den Dienſt der Mutterpflicht, indem ſie ſich des ſchönſten natürlichen Schmuckes beraubte und das lange Haupthaar abſchnitt. Mit dem geſchorenen Kopf in Geſellſchaften zu gehen, ſchämte ſie ſich, und ſo blieb ſie hübſch zu Hauſe bei den Kindern. Dabei erſparte ſie noch viel Zeit, weil kurze Haare bald gebürſtet ſind. — Du biſt nun freilich keine Fürſtin, aber ich weiß doch, daß du um der Kinder willen dein Haar nicht abſchnitteſt, wenn du eine wäreſt. Du kannſt nicht über deine Zeit gebieten, wie eine reiche Frau; du mußt des Tages Laſt und Hitze tragen, um für dich und deine Kinder das hinlängliche Brod zu erwerben; deine Hände ſind hart und ſchwielig von der ſchweren Arbeit, die du von früh bis ſpät verrichteſt, damit du dich ehrlich durch die Welt bringeſt. Das will ich dir gerne glauben; allein dennoch könnteſt du jeden Morgen mit deinen Kindern beten, wohlgemerkt, beten, nicht Etwas herunterſchnattern, was ein Gebet vorſtellen ſoll; dennoch könnteſt du faſt jeden Abend ihnen Etwas vom lieben Heilande und der Menſchenfreundlichkeit Gottes erzählen und ſie zur Gewiſſenſerforſchung anhalten; dennoch könnteſt du ihnen den Nachmittag des Sonntages widmen, könnteſt ihnen zu Liebe manches Geplapper unterlaſſen und das wüſte Fluchen und Schwören dir abgewöhnen; dennoch könnteſt du ihnen mit einem guten Beiſpiele vorleuchten und ſie, je weniger du dich mit ihnen abgeben kannſt, deſto dringender der Hut und Obſorge Gottes empfehlen. Deine Kinder gehören Gott, du biſt ſeine Kindsmagd und mußt dereinſt Rechenschaft über dein Amt ablegen. Wo dein Auge nicht hinſieht und deine Hand nicht hinreicht, da iſt Gottes allſehendes Auge und ſeine allmächtige Hand; er kann deine Kinder behüten und vor zeitlichem und ewigem Unglück bewahren. Aber du mußt nicht zu



bequem und nicht zu hoffärtig sein, ihn um das flehentlich zu bitten, was du selber auszurichten nicht im Stande bist. Du brauchst dich des Betetels bei Gott nicht zu schämen. Sage nicht: „Ich habe keine Zeit zum Beten“; du denkst während des Arbeitens an hunderterlei Dinge, warum solltest du nicht an Gott denken und in Gedanken mit ihm reden können? — In Westindien (das ist bei Amerika drüben) lebte einst eine heidnische Frau, die auch täglich erfuhr, was Hauskreuz ist und häuslicher Kummer. Da besuchte sie denn im Elende ihres Herzens gar fleißig die heidnischen Gözentempel und pilgerte von einem Gözenbilde zum andern, ob ihr möge Hilfe werden. Aber die Gözen haben Augen und sehen nicht und Ohren, und hören nicht; darum blieben sie taub bei dem Flehen der Unglücklichen und ihre Leiden verminderten sich nicht. Es lebten aber in ihrer Nachbarschaft auch Frauen, welche sich zum Christenthum bekannten und dem lebendigen Gott hielten. Diese riefen der Hülfbedürftigen,

sich in ihrer Noth einmal an den Gott der Christen zu wenden und in der christlichen Kirche Trost und Hilfe zu suchen. Die Frau war, wie gesagt, eine Heidin und glaubte nicht an Christus; allein man eben in der Noth zu jedem Mittel greift, ging auch sie hin und betete nach ihrer Weise oft vor dem Bilde des Gekreuzigten. Dieser aber ist ein hoher Priester, der Mitleid hat mit unsern Schwachheiten, und so erkannte auch die Frau an der Besserung ihrer misslichen Verhältnisse, daß ihr Gebet erhört sei. Aus Dankbarkeit brachte sie alle Kinder, die sie seitdem erhielt, zur Taufe, wolle aber aus großer Verehrung des Kreuzes keinem derselben einen andern Namen geben, als kurzweg Crux (Kreuz). Diese Kreuze, drei an der Zahl, nahmen, wie jeder Mutter wohl bekannt ist, fleißig zu an Alter, Lust und Größe; und als sie endlich selber auch die Taufe empfangen hatte, ging sie mit ihren Kreuzen täglich in die Kirche, den Gekreuzigten anzubeten, und diese drei Kreuze ihm an-

opfern. — Gehe hin und thue dergleichen; am Kreuze fehlt's dir ja nicht und der Gekreuzigte ist dir ebenfalls nahe.

Das Satanshaus.

Jeder soll täglich aus tiefstem Grund seines Herzens Gott danken, dem das unschätzbare Glück geworden, in einer christlichfrommen Familie geboren und erzogen worden zu sein. Es gibt das einen Hauptpunkt für das ganze Leben, es senkt sich dadurch eine gesunde Wurzel in die Seele, die sicherlich dereinst gute Früchte tragen wird; die Erinnerung an die unter der Aufsicht frommer liebender Eltern durchlebte Kindheit und ihre unschuldigen Freuden erheitert und erfreut noch das späte Alter. In acht christlichen Familien findet sich eine gegenseitige Aufmunterung und Aneiferung zu allem Schönen und Guten — eine gegenseitige Heiligung. Da gegen fehlt es leider auch nicht an Häusern, in denen es zugeht, wie in dem Vaterhause jenes Knaben. Da drunten nämlich, wo der Rhein sich bald im Sande verliert, stand in einem Orte eines Tages ein kleiner Knabe, der sich verlaufen hatte und das elterliche Haus nicht mehr zu finden wußte, weinend und heulend auf der Gasse. Die Leute, welche sich allmählig um ihn gesammelt, wollten den kleinen Schreier nach Hause führen und fragten ihn deshalb: „Wie heißt dein Vater?“ „Satan,“ erwiderte der Kleine. Die Leute stuzten und fragten noch einigemal dasselbe, bekamen aber immer die nämliche Antwort. Der Bube war seiner Sache gewiß und ließ sich nicht aus dem Concept bringen. Die Umstehenden fragten ihn abermal: „Wie heißt deine Mutter?“ „Auch Satan,“ war die Antwort. „Wie heißt denn das Haus, wo deine Eltern wohnen?“ „Das Satanshaus,“ versetzte der Kleine. Fast hätte sich schon ein Grauen und Entsetzen dieser guten Leute bemächtigt, als noch Jemand hinzukam, der den Knaben kannte und ihnen das Räthsel löste. Der Knabe war nämlich das Kind sehr vornehmlicher und unordentlicher Eheleute. Die täglichen Händel fehlten weniger, als das tägliche Brod und das Schimpfen war ihnen geläufiger, als die Litanei. Kam am Abend, etwas benebelten Hauptes und unsicheren Ganges der Hausherr und Ehemirch aus der Kneipe, so ließ die Frau ihrer Zunge freien Lauf und erleichterte ihr gepreßtes Herz durch den Stoßseufzer: „Du bist ein wahrer Satan!“ Hatte das arme Kind etwas verschuldet, so züchtigte es die Mutter, indem sie dabei schalt: „Dein Vater ist ein wahrer Satan und du bist ein

Satanskind!“ Du magst leicht denken, daß bei solchen Anlässen der Mann die Frau auch nicht mit „Engel“ titulirte. War dann einmal der Haber zur schönsten Blüthe gediehen, war Alles im Hause an dem Streite betheiliget, schrie Mann und Frau: Kind und Kegel, Magd und Kaze wild durcheinander, so ertönte wohl wie aus einem Munde, „Das ist ja ein wahres Höllenleben in dem abscheulichen Hause! Ein ächtes Satanshaus!“ Diese Ausdrücke merkte sich der Knabe und wußte nicht anders, als Vater und Mutter sei ein Satan und er ein Satanskind und das Haus ein Satanshaus. Wenn nun die kleinen Kinder solche Dinge so gut wahrnehmen und im Herzen behalten, welchen Eindruck wird das böse Beispiel erst auf die größern machen, welche ohnehin so vorwiegend und für das Böse empfänglich sind? Was soll es helfen, wenn deinem Kinde das zweite Gebot in der Schule erklärt wird, ja wenn du selber dasselbe ermahnst, den Namen Gottes nicht leichtfertig zu mißbrauchen, während du vor seinen Ohren tagtäglich fluchst und lästerst, wie ein besoffener Fuhrknecht? Was soll es helfen, wenn deine Tochter vom Seelsorger mit allem Ernst zur Sittsamkeit, Schaamhaftigkeit und Züchtigkeit angehalten wird, ja wenn du ihr selber mit Todschlagen drohest, falls sie ihre Schande über das Haus bringe, während du verdächtigen Zulauf leidest, wenn du schmutzige Gespräche und Zoten nicht nur duldest, sondern selbst daran Theil nimmst und darüber lachst? Was soll es helfen, wenn du deinem Sohne Gebet, Betrachtung, öfteren Empfang der hl. Sacramente dringend empfehlst und Gehorsam und Ehrfurcht gegen die Eltern predigst, während du selber Bücher und Zeitungen hast und liesest, in welchen der Glaube untergraben, das Heilige verspottet, die Kirche gelästert und alle Achtung und Unterwerfung unter geistliche und weltliche Vorgesetzten mit Füßen getreten wird? Was soll es helfen, wenn die Gotte deine Tochter zur Bescheidenheit und zu stillem, demüthigen Walten mahnt, während du selbst der Eitelkeit fröhnst und gefallsüchtig in deinem Putze einherstolzierst? Was soll es helfen, wenn du bei deinem Sohne mit Worten auf Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Mäßigkeit dringst, während du selber die halbe Zeit auf der faulen Haut liegst, dein und deiner Kinder Gut leichtsinnig vergeudest und allwöchentlich einigemal oder doch regelmäßig an Sonn- und Feiertagen überzwerch nach Hause kommst? Nichts wird's helfen. Sohn und Tochter werden deine und fremde Ermahnungen anhören und vielleicht

auch versprechen, denselben nachzukommen; aber sie werden ihr Versprechen nicht halten und lieber deinem Beispiele, als deinen Worten folgen. — Es werden in neuerer Zeit vielfach Missionen abgehalten und ist nicht zu läugnen, daß dieselben gewaltig auf die Leute einwirken und eine Menge guter Vorsätze und schöner Entschlüsse hervorrufen, namentlich bei jüngern Leuten. Ebenso wenig ist aber auch zu läugnen, daß bei Vielen diese Vorsätze und Entschlüsse in kurzer Zeit wie Dampf verfliegen und sodann das letzte Uebel ärger ist, als das erste. Woher diese traurige Erscheinung? Allerdings hat sie zunächst ihren Grund in der Wankelmüthigkeit und Unbeständigkeit des menschlichen Herzens, in der Macht der bösen Gewohnheit und dem angeborenen Hang zur Sünde und werden deshalb solche Rückfälle immer stattfinden. Zuweilen ist es auch die Bequemlichkeit oder etwas Anderes des Orts Pfarrers, der die durch die Missionäre bewirkte junge Pflanze nicht hegt und pflegt, sondern gleichgültig zu Grunde gehen läßt. Oft aber ist es auch gerade das elterliche Haus, welches dem Samen der Mission nicht zur Blüthe und Frucht zu kommen gestattet. Nicht selten ist der Vater ein ergrauter Sünder, dessen verrostete Seele von einer Liebe und Begeisterung für Religion und Kirche nicht die geringste Ahnung hat. Ein solcher ist dann unablässig geschäftig, durch Spott und Hohn die guten Eindrücke, welche die Kinder empfangen haben, zu verwischen, oder er leidet wenigstens den Nachbar oder Bettler in der Stube, der für ihn das Kästeramt verwaltet. Oft, ja ich denke, gewöhnlich, wird den Kindern bei der Mission eine bestimmte Tagesordnung vorgeschrieben und sie versprechen, dieselbe pünktlich zu beobachten. In dieser Tagesordnung nimmt natürlich auch ein gewissenhaftes, andächtiges Morgen- und Abendgebet seine Stelle ein und zwar soll dasselbe, wo möglich, aus sehr guten Gründen knieend verrichtet werden. Die Beobachtung einer solchen Tagesordnung und damit die Erfüllung eines Versprechens wird nun nicht selten den Kindern durch die Eltern unmöglich gemacht unter dem nichtigen Vorwande, als ob dadurch zu viel Zeit verloren gehe. Eine streng geregelte Tagesordnung hat keine Zeitvergeudung, vielmehr eine Zeitersparniß im Gefolge und ohne den Segen von Oben, der erstet werden will, ist ohnehin jede Anstrengung vergeblich. Ich weiß freilich wohl, daß von Geistlichen, welche die Familien- und Ortsverhältnisse nicht kennen, zuweilen zu starke Anforderungen gestellt werden, allein ein

solches Mißverhältniß kann ja durch den Danksgeistlichen ausgeglichen werden. Und haben denn die Eltern nicht auch die Pflicht, den Kindern Zeit zu lassen, für ihre Seele zu sorgen? Endlich liegt oft die Veranlassung zum Rückfalle darin, daß der Vater zu weichherzig und feig ist, sein Hausrecht geltend zu machen und zum Hause hinauszujagen, was nicht hineingeht. Wenn Feuer und Stroh zusammenkommen, so entsteht gern ein Brand. Und dann klagen und jammern solche Eltern noch über das Herzeleid, das sie an den Kindern erfahren!

Maria Magdalena.

Es ist gut, daß es im Himmelreich nicht bloß heil. Jungfrauen, sondern auch heil. Büßer und Büßerinnen giebt, und was die heil. Schrift von der Magdalena und der Freundlichkeit Jesu gegen sie meldet, gehört zum Trostreichsten darin. Der Nachfolgerinnen der Magdalena auf dem Sündenwege ist eine große Zahl, aber auf dem Buß- und Kreuzwege folgen ihr nur wenige. Zwar fehlt bei Manchen der gute Wille nicht, zu Gott zurückzukehren, aber, die Schnapstrinker ausgenommen, hält es vielleicht für Keinen schwerer, dem Teufel die Stricke zu zerreißen, als dem Unzüchtigen. Wie mancher schöne Vorsatz wurde schon vergeblich gefaßt, wie manche Thräne vergeblich geweint! Bißweilen gelingt es aber doch, wie ich zum Schluß ein Exempel hersehen will. — Vor ungefähr 300 Jahren lebte im schönen Wälschlande ein gar liebliches Frauenbild, das Katharina Vaninia hieß und einem vornehmen, adeligen Geschlechte entsproßte und an Wohlleben und Bequemlichkeit gewöhnt war. Allein durch die Unfälle eines Krieges kam die Familie sehr herab und lernte erfahren, was Noth und Mangel ist. Statt sich nun einzuschränken und nach der Decke zu strecken, kam die Mutter der Katharina auf den teuflischen Einfall, ihr Kind zur Lieberlichkeit abzurichten und anzuhalten, um dadurch ein Mittel zu gewinnen, die gewohnte üppige Lebensweise fortzusetzen. Sie begab sich zu diesem Ende in die Stadt Rom, wo das Mädchen bald viel Aufsehen erregte, weil Vergerniß stiftete, aber auch schweres Geld verdiente. Hier saß sie einst des Abends einsam in ihrem Zimmer, und sah eben, nachdenklicher als gewöhnlich, zu einem Bilde der Magdalena hinauf, vor welchem sie allabendlich eine Lampe brennen ließ. Da kam es ihr vor, als strahle plötzlich ein ungewöhnlicher Schimmer von dem Bilde aus. Es kann uns hier gleichgültig sein, ob gerade die Lampe

was heller aufgeflammt, oder ob es dem leichtfertigen Geschöpf in den Augen gestimmt, oder was immer der Grund der plötzlichen Erhellung gewesen sein mag; genug sie wurde davon auf's tiefste bewegt und im Innersten erschütteret. Das war nun so ein Ruf Gottes an das verirrete Schaaf. Kaum begann sie jedoch ihre Gedanken zu sammeln und zu einem Entschlusse zu kommen, raffelte eine prachtvolle Kutsche vor die Hausthüre, um sie zu einem glänzenden Ballo abzuholen. Da sie versprochen hatte, an der Lustbarkeit Theil zu nehmen, fuhr sie mit, aber nicht wie sonst mit prächtigem Herzen, sondern mit Widerstreben. Auf dem Ballo selber schmeckte ihr das Essen nicht, die Speisen waren alle wie versalzen und verpfeffert, die süßesten und süßesten Weine hatten einen Beigeschmack von Galle und Bittersalz, die Höflichkeiten und Schmeicheleien der jungen Herren erschienen ihr unaussehlich, albern und abgeschmackt und als gar der Tanz losging, kam's ihr schauerlich vor, als ob der Basler Todtentanz vor ihren Augen aufgeführt würde, und von innerer Unruhe und Bangigkeit getrieben, eilte sie in ihre Wohnung zurück. Da saß sie lange weinend und überlegte, wie sie aus dem Wirbel, der sie fortriß, sich retten, wie sie aus dem wüsten Schlamme, in dem sie versunken, sich erheben könnte. Da ergriff sie ein Entschloßenes über ihre bisherige Lebensweise, die Hölle trat sich auf vor ihrem Geiste, schwarze und schwerwärtige Gedanken bestürmten ihre Seele, so daß sie, in einem Anfall von Verzweiflung in den Hof hinabrannte, um sich dort in einen äußerst tiefen Krümmen hinabzustürzen. Zweimal machte sie den Versuch, allein jedesmal, wie von einer unsichtbaren Hand mit Gewalt zurückgedrängt, kehrte sie, von innern Kämpfen erschöpft, auf ihr Zimmer zurück. Allmählig verschwanden nun die Stürme der Angst und Furcht, ein tiefer Schlaf machte all dem qualvollen Sinnen und Ueberlegen ein Ende. Und wie erwachte die Katharina am Morgen? Alle und jede Bangigkeit war weggeschlafen, alle Unruhe verschwunden, der verfloßene Abend kam ihr wie ein wüster Traum vor. Darum stürzte sie sich auch wieder mit neuer Lust in die alten Vergnügungen hinein, überließ sich ungezügelter Ausschweifungen, ja trieb es noch toller, als früher, wie das immer der Fall zu sein pflegt, wenn man einem Rufe Gottes nicht Folge geleistet, eine angebotene Gnade zurückgewiesen. Viele Familien kamen durch sie in Armuth, weil die Männer und Söhne ihr Alles anhängen, mancher blutige Zweikampf fand Statt

um ihretwillen, so daß endlich der damalige Papst Gregor XIII., von diesen Unordnungen und Mergerniß in Kenntniß gesetzt, die Anstifterin so vieler Uebel aus der Stadt verweisen ließ. — Sie ging also nach Siena, wo sie zu Hause war. Dort fiel sie bald darauf in eine gefährliche Krankheit. Das war ein zweiter Ruf Gottes, der nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre und lebe. Da es den Anschein hatte, als würde die Kranke nicht mehr vom Lager aufstehen, so wurde ein Priester gerufen, um sie zum Tode vorzubereiten und ihr die hl. Sacramente zu spenden. Dieser Priester war ein Mönch aus dem strengen Orden der Camaldulenser, den der hl. Romuald gestiftet, dem es in seiner Jugend ähnlich ergangen, wie der kranken Katharina. Der Mönch führte aber nicht bloß selbst ein abgehärtetes Leben, sondern verlangte von Andern auch Vieles und war in seinen Worten und Forderungen kurz und unummunden. Da er nun zur Kranken kam, betrachtete er kopfschüttelnd alle die kostbaren Vorhänge, Tapeten, Möbeln und Geräthschaften, womit ihre Zimmer auf's üppigste geschmückt waren. „Wo der Satan sein Prunkzimmer hat, da kann Christus nicht einkehren,“ sagte er und mit diesen Worten entfernte er sich wieder. Das war eine derbe Lektion; aber sie wirkte; der Ernst des Mannes traf die leichtsinnige in die tiefste Seele hinein. Augenblicklich ließ sie allen ungebührlichen Prunk aus ihrem Zimmer fortschaffen und den Mönch zum zweitenmal rufen. Jetzt legte sie eine vollständige und reumüthige Beicht ab und war allen Ernstes entschlossen, sich für immer mit Gott zu versöhnen. — Ob die Vorsätze, welche auf dem Krankenbette gefaßt werden, haltbar sind, erkennt man, wenn die Kranken wieder gesund werden. Schon Mancher hat im Hinblick auf den nahen Tod alles Gute versprochen und nach seiner Genesung den alten Sündenweg wieder eingeschlagen. So erging's auch unserer Heldin; am Leibe wurde sie gesund, an der Seele aber blieb sie die alte. Sie mied die gefährlichen Gesellschaften nicht, ging der Gelegenheit nicht aus dem Wege, versäumte Bußwerke und fromme Uebungen, und so dauerte es nicht lange, bis die Unselige wieder in alle ihre früheren Thorheiten und Laster zurückfiel. Das Lasterleben dauerte wieder eine gute Weile, da ließ Gott einen dritten Ruf an sie ergehen und zwar durch einen Prediger. Die Katharina besuchte nämlich am Feste der hl. Magdalena eine Kirche, wo gerade eine Predigt gehalten wurde, deren Inhalt der Art war, als ob es der Geistliche

gerade auf sie abgesehen hätte, obwohl der Geistliche schwerlich an sie gedacht. Von dieser Predigt wurde sie so schmerzlich ergriffen, daß sie vor dem Angesichte aller Anwesenden in einen Strom von Thränen ausbrach. Nach dem Gottesdienste eilte sie in der größten Hast nach Hause, ergriff eine Scheere, schnitt ohne Schonung ihre Haare ab, die so lange ein Gegenstand ihrer Eitelkeit und der thörichten Bewunderung gewesen waren, verkaufte alle ihre schönen Gewande und Kostbarkeiten, theilte das Geld unter die Armen aus und kleidete sich auf die einfachste und dürftigste Weise. Sie war derweil 24 Jahre alt geworden und lebte noch 16 Jahre. Diese 16 Jahre verlebte sie unter Beten, Fasten, Werken der Barmherzigkeit und so strengen Bußübungen, daß es dich ganz schütteln würde, wenn ich dir dieselben vormalen wollte. Allein bei diesen Abtrübnungen empfing sie so süße Tröstungen und solche inwendige Freuden, daß sie die früheren Lustbarkeiten und sündhaften Ergötzungen aneckelten. — Du treibst nun vielleicht dein Lasterleben nicht so großartig, wie diese Katharina Baninia, und hast es nie so großartig getrieben, aber im Grunde magst du um nichts besser sein und ist dir etwa gar leid, daß du es ihr nicht gleich zu thun vermagst. Auch an dich wird der Ruf Gottes schon ergangen sein, vielleicht durch innere Mahnungen und Schrecken, vielleicht durch Krankheiten, vielleicht durch Eltern oder Prediger, vielleicht noch auf andere Arten,

denn Gott hat gar viele Wege und Mittel, den Sünder aus dem Sündenschlase aufzuwecken und an die Umkehr zu mahnen. Wie hast du dem Rufe Folge geleistet? Hast du leichtsinnig die Ohren vor ihm verstopft und ihn durch das Gewühl und Gelärm der sündhaften Freuden überschrien? Oder hast du zwar die Hand an den Pflug gelegt, aber bald wieder zu den verlassenen Lustbarkeiten zurückgeschaut? Schau, liebe Seele, Gott ist dir so lange mit großer Liebe nachgegangen und hat dich gesucht, willst du dich denn gar nicht finden lassen? Glaubst du denn einfältigerweise, die Bekehrung mache sich leichter, nachdem du einmal alt und kraftlos geworden? Meinst du, eine Seele schwinde sich um so leichter zum Himmel, je länger und tiefer sie im Schlamme des Lasters verweilt? Willst du deine Liebe erst dann Gott schenken, wenn dich die Welt nicht mehr mag? Willst du deine Jugend, deine Blüthe, deine Kraft zuerst vollständig im Dienste des Teufels abnutzen, und dann den lahmen, abgehetzten Ueberrest Gott anbieten? Schäm dich! Und wie lange wird denn Gottes Langmuth dich noch tragen? Wenn kein weiterer Ruf mehr an dich erginge! Wenn dich Gott auf dem Wege des Verderbens fortrennen ließe! Wenn du in deinen Sünden dahinstürbest! Vielleicht ist es das Letztemal, daß Gott dir durch diesen einfältigen Kalender zuruft: Rette deine Seele, so lange es noch Zeit ist!

S c h l u ß.